

Auer Tageblatt

Anzeiger für das Erzgebirge

Veröffentlichungen nehmen die Anzeigen und alle Nummern die Postenhalten entgegen. — Erscheint werktäglich, fernsprech-Anschluß Nr. 55.

Anzeigenpreise: Die Lebenszeitpreise für Anzeigen sind nach Umfang und Wichtigkeit zu bestimmen, ausserdem Anzeigen zu Goldpreisen, National-Anzeigen zu Goldpreisen, amtliche Zeile zu Goldpreisen.

Telegramme: Tageblatt Erzgebirge. Enthaltend die amtlichen Bekanntmachungen des Rates der Stadt und des Amtsgerichts Aue. Postfach-Nr. 1000 Amt Leipzig Nr. 1000

Nr. 247

Donnerstag, den 22. Oktober 1925

20. Jahrgang

Der Sicherheitspakt in englischer Beleuchtung.

London, 19. Oktober. Offiziell wird vom Foreign Office zu dem Vertragswort von Locarno mitgeteilt: Das wichtigste charakteristische Merkmal des Werkes der Konferenz von Locarno ist der neue Sicherheitspakt, der die Unverletzlichkeit der Grenzen zwischen Deutschland und Belgien und Deutschland und Frankreich garantiert.

Obgleich dieser neue Vertrag von Locarno noch nicht unterzeichnet ist, steht seine Fassung doch endgültig fest. Sie kann nicht mehr geändert werden, und wenn die Mitglieder der Konferenz sich am 1. Dezember in London wieder versammeln, um die förmliche Unterzeichnung zu vollziehen, werden sie die Macht der wohl überlegten Meinung ihrer Länder hinter sich haben.

Von dem Augenblick an, in dem die Britische Regierung erklärte, daß sie nicht geneigt sei, das Genfer Protokoll vom Jahre 1924 anzunehmen, hat Herr Chamberlain kein Hehl daraus gemacht, daß nach Ansicht seiner Majestät Regierung die sicherste Methode zur Lösung des Sicherheitsproblems in einer Vereinbarung zu finden sei, die, in ihrem Umfang begrenzt, doch das Gebiet in wirksamer Weise behandelt, von welchem eine Störung am ehesten zu erwarten sei. Man wolle zunächst bessere Verhältnisse an der deutschen Westgrenze her, dann wird das gute Ergebnis nach allen Richtungen hin ausstrahlen, bis der allgemeine Friede gesichert ist. Das ist die im Vertrage von Locarno festgelegte Politik.

Die Grundlinien des Vertrages wurden seit der Veröffentlichung der deutschen Note vom 9. Februar 1925, mit der die Verhandlungen begannen, in der diplomatischen Korrespondenz zwischen der Britischen, der Französischen und der Deutschen Regierung niedergelegt.

Artikel 1

enthält die von allen vertragschließenden Staaten übernommene Garantie der Unverletzlichkeit der Grenzen zwischen, Deutschland und Frankreich und Deutschland und Belgien, sowie die Garantie der Aufrechterhaltung des Status quo, den diese Grenzen bezeichnen. Diese Bestimmung über die Stabilisierung der durch den Vertrag von Versailles geschaffenen Lage ist der Kernpunkt des Vertrages. Das übrige baut den Apparat auf, durch welchen sich die Garantie auswirkt. Vom britischen Standpunkt aus ist die wichtigste dieser Bestimmungen der

Artikel 4

Wenn die Grenzen zwischen Deutschland einerseits und Belgien oder Frankreich andererseits verletzt werden, so kann es nur geschehen, indem der eine Teil den anderen angreift.

Artikel 2

enthält daher eine ausdrückliche Verpflichtung für Deutschland, daß es weder Frankreich noch Belgien angreifen wird, und für Frankreich und Belgien, daß sie Deutschland nicht angreifen werden. Der Wortlaut dieses Artikels ist sorgfältig gewählt. Es gibt Umstände, unter denen der Krieg berechtigt ist. Diese sind in dem letzten Teile des Artikels vorgesehen, darunter als erster der Fall der Selbstverteidigung. Wenn Deutschland Frankreich angreift, ist Frankreich natürlich berechtigt, sich zu verteidigen, und zu diesem Zwecke gegen Deutschland Krieg zu führen. Hierzu gehört noch ein anderer Fall. Im Vertrage von Versailles hat Deutschland darin eingewilligt, daß ein bestimmter Teil des Rheinlandes entmilitarisiert werden sollte, und sich verpflichtet, dort keine militärischen Anlagen und Kriegsvorbereitungen vorzunehmen. Es hat auch dem zugestimmt, daß eine Verletzung dieser Verpflichtung als eine feindselige Handlung angesehen werden sollte. Falls Deutschland diesen Verpflichtungen zuwiderhandelt, mit der offensichtlichen Absicht, Krieg zu führen, so ist Frankreich durch den Vertrag von Versailles (Art. 44) berechtigt, zu seiner Selbstverteidigung sofort Kriegshandlungen vorzunehmen.

Zweitens ist der Fall behandelt, wo nach der Völkerbundsatzung (Art. 16) ein Mitglied des Bundes aufgefördert wird, gegen einen Friedensstörer einzuschreiten, d. h. die sogenannte Verhängung von Sanktionen. Der leitende Gedanke der Völkerbundsatzung war die Wahrung des Friedens durch gemeinsame Einschreiten gegen einen Staat, der unter Verletzung seiner Verpflichtungen aus den Satzungen einen Krieg beginnen würde.

Drittens wird der Fall behandelt, wo nach der Satzungen ein Kriegszustand besteht, oder der Völkerbundsrat oder die Bundesversammlung entscheiden, daß Gewalt anzuwenden sei. Der erste Fall liegt vor, wenn ein Streit vor den Rat gebracht wird und dieser sich nicht einig kann. In diesem Falle steht die Satzung vor, daß die Mitglieder des Völkerbundes so handeln können, wie sie es für die Wahrung von Recht und Gerechtigkeit für nötig erachten, d. h. sie dürfen Krieg

führen. Der Wortlaut des neuen Vertrages beschränkt indessen dieses Recht. Er enthält eine gegenseitige Verpflichtung zwischen Frankreich und Belgien einerseits und Deutschland andererseits, wonach sie unter diesem Paragraphen nur zum Kriege gegen einen Staat schreiten wollen, der bereits angegriffen hat.

Als Beispiel für den zweiten Fall das Recht gelten, das Artikel 13 der Satzung oder Artikel 5 des Vertrages von Locarno dem Räte einräumt, nämlich Maßnahmen vorzuschlagen, um die Befolgung eines Schiedsspruches sicherzustellen. In solchem Falle muß die Entscheidung des Rates einstimmig sein.

Das allgemeine Ergebnis des Artikels 2 ist, daß Deutschland einerseits und Frankreich und Belgien andererseits die ausdrückliche Verpflichtung auf sich nehmen, nicht Krieg miteinander zu beginnen. Nur da, wo eine einstimmige Entscheidung des Rates oder der Bundesversammlung vorliegt, die ein solches Vorgehen verlangt, darf jede Macht Maßnahmen ergreifen, die einem Kriege gegeneinander gleichkommen.

Artikel 3

Wird der Krieg als letztes Mittel, Streitfälle zu erledigen, ausgeschaltet, so muß irgendeine andere Methode gefunden werden, eine Erledigung zustande zu bringen. Zu diesem Zwecke nehmen in Artikel 3 sowohl Frankreich und Deutschland wie Belgien und Deutschland umfassende Verpflichtungen auf sich, durch die Vorsorge getroffen wird, daß, soweit möglich, jede Streitigkeit zwischen ihnen auf friedlichem Wege beigelegt wird.

Die sogenannten Rechtsfragen — Fragen, die durch die Anwendung einer Rechtsregel erledigt werden können: Fragen, bei denen es sich um Rechte im engeren Sinne des Wortes handelt — sollen vor Gerichte gebracht werden, die befugt sind, eine Entscheidung zu fällen, und die Entscheidung soll für die Parteien bindend sein. Streitigkeiten, die aus dem Konflikt politischer Interessen entstehen, oder Fälle, wo das Vorgehen eines Staates sich zwar genau innerhalb der Grenzen seiner Rechte hält, aber den Interessen des anderen abträglich ist, sollen vor Schlichtungskommissionen gebracht werden. Kein Staat vermag sich mit Sicherheit für alle Zeit und alle Fälle zu verpflichten, den Spruch einer Schlichtungskommission anzunehmen. Wenn eine der Parteien den Spruch der Schlichtungskommission unannehmbar findet, muß die Angelegenheit als ein Streitfall, der zu einem Bruch führen könnte, vor den Völkerbundsrat gebracht werden (Artikel 15 der Satzung), und dieser wird in der Angelegenheit entsprechend verfahren. Auf diese Weise ist, soweit möglich, ein zuverlässiges Verfahren erreicht worden, um Streitigkeiten friedlich zu schlichten, die ihren Grund in dem Konflikt politischer Interessen oder innenpolitischer Fragen haben.

Die technischen Vereinbarungen über die Durchführung der Bestimmungen des Artikels 3 sind ebenfalls in Locarno entworfen worden und sollen am gleichen Tage wie der Vertrag unterzeichnet werden.

Artikel 4

ist der Artikel, der Großbritannien besonders angeht. Er enthält die Garantie, daß Großbritannien in seiner Eigenschaft als einer der vertragschließenden Teile Deutschland seinen Beistand gewähren wird, wenn es von Frankreich oder Belgien angegriffen wird, und Frankreich oder Belgien seinen Beistand gewähren, wenn eins von ihnen von Deutschland angegriffen wird.

Wird behauptet, daß ein solcher Angriff stattgefunden hat, so ist das sofort dem Völkerbundsrat zu melden, und wenn der Rat der Ansicht ist, daß ein solcher Angriff stattgefunden hat,

so hat die Garantie unverzüglich einzusetzen.

Deutschland, Belgien und Frankreich sind ebenfalls an der Garantie beteiligt; daraus folgt, daß Frankreich, falls es unter Verletzung seiner Vertragsverpflichtungen Deutschland angreifen sollte, sofort Großbritannien, Belgien und Italien gemeinsam mit Deutschland gegen sich haben würde; und daß Deutschland, falls es Frankreich angreifen sollte, sofort Großbritannien, Italien und Belgien mit Frankreich gegen sich haben würde. Artikel 4 steht auch den Fall vor, daß sofortiges Handeln geboten ist. Der Völkerbundsrat ist eine Körperschaft, der zu ihren Entschlüssen Zeit gelassen werden muß, und ein plötzlicher Angriff kann sofortige Maßnahmen zur Verteidigung und zum Beistand erfordern. In einem solchen Falle soll die Garantie sofort einsetzen, wenn die garantierende Macht sich davon überzeugt hat, daß unter Verletzung des Vertrages von Locarno ein Angriff stattgefunden hat. Trotzdem wird der Fall nicht der Zuständigkeit des Völkerbundsrates entzogen. Der Rat erläßt seine Aufgabe wie gewöhnlich und fällt seinen Spruch, und die Staaten, die in Ge-

fällung der Garantie bereits eingeschritten sind, sind verpflichtet, sich nach dem Spruche des Völkerbundsrates zu richten.

Artikel 5

enthält die Garantie der Schiedsabkommen zwischen Deutschland und Belgien bzw. Frankreich (siehe Art. 3). Die Fälle, in denen eine Nichtbeachtung der Bestimmungen des Schiedsabkommens mit der Anwendung kriegerischer Mittel verbunden ist, sind von denen zu unterscheiden, wo das nicht der Fall ist. Im ersten Falle stehen alle übrigen Parteien des Vertrages von Locarno mit Ausnahme des angreifenden Teiles der angegriffenen Macht bei. Im zweiten Falle prüft der Völkerbundsrat die Lage und entscheidet, was zu geschehen hat, um die Befolgung der Schiedsabkommen zu sichern, und die Vertragsparteien verpflichten sich, die Maßnahmen durchzuführen, die der Rat vorschlägt.

Artikel 6

ist eine Sicherungsklausel, durch die klar werden soll, daß der Vertrag von Locarno die speziellen Rechte nicht beeinträchtigt, die irgendeine Vertragspartei gemäß dem Vertrage von Versailles oder gemäß den Vereinbarungen genießt, die sich auf den Vertrag von Versailles beziehen. Dieser Vertrag enthält gewisse Bestimmungen, die den alliierten Mächten einzeln oder in ihrer Gesamtheit spezielle Rechte gewähren. Diese Rechte werden durch Artikel 6 gewahrt.

Artikel 7

ist eine wichtige Bestimmung. Er soll klar machen, daß der Vertrag von Locarno die Macht, die Autorität oder die Stellung des Völkerbundes nicht im geringsten schwächt. Der Vertrag soll den Bund stärken, nicht ihn schwächen. Wie die Präambel sagt, soll er „ergänzende Garantien im Rahmen der Völkerbundsatzung“ gewähren und stellt eine jener internationalen Abmachungen dar, „welche die Erhaltung des Friedens sicherstellen“ und unter Artikel 21 der Völkerbundsatzung fallen.

Artikel 8

handelt von der Geltungsdauer des neuen Vertrages. Eine bestimmte Befristung wäre in diesem Falle unangebracht. Der Vertrag hat seinen Ursprung in Verhältnissen, die mit der Zeit aufhören können; in jedem Falle aber wird der Völkerbund, wenn seine Kraft wächst, selbst die Sicherheitsgarantie bieten, die der Vertrag schaffen soll. Sobald die Vertreter der im Völkerbundsrat vereinigten Mächte sich davon überzeugt haben, daß der Bund stark genug ist, um den Schutz der Vertragsparteien zu gewährleisten, hat der Vertrag von Locarno seinen Zweck erfüllt und kann aufhören zu bestehen.

Artikel 10

enthält die wichtige Bestimmung, daß der Vertrag erst in Kraft treten wird, wenn Deutschland dem Völkerbund beigetreten ist. Es war ein wesentlicher Bestandteil der Politik, welche die Britische und die Französische Regierung seit der Einleitung der diplomatischen Verhandlungen durch die deutsche Note vom 9. Februar verfolgt haben, daß eine Vereinbarung über die Sicherung des Friedens durch eine Garantie der westlichen Grenzen nur auf der Grundlage des Beitritts Deutschlands zum Völkerbund getroffen werden könnte. Deutschland war andauernd durch den Gedanken beunruhigt, wie seine Lage nach seinem Eintritt in den Völkerbund durch Artikel 16 der Völkerbundsatzung beeinträchtigt werden würde. Um Deutschland über diese Beeinträchtigungen zu beruhigen, haben die Vertreter der anderen Staaten bei der Schlußfassung in Locarno sich bereit erklärt, an die Deutsche Regierung ein Schreiben zu richten, dessen Wortlaut dem Schlußprotokoll beigelegt ist, und in dem die Auslegung niedergelegt ist, die sie ihrerseits diesem Artikel der Völkerbundsatzung geben.

Die Garantieverträge, durch die Frankreich die Schiedsverträge zwischen Deutschland und Polen und Deutschland und der Tschechoslowakei garantiert, werden im Vertrage von Locarno nicht erwähnt, aber diese beiden Garantieverträge wurden in Locarno aufgestellt und treten gleichzeitig mit den Schiedsverträgen in Kraft. Der Form nach sind es Gegenseitigkeitsverträge. In beiden ist vorgesehen, daß, wenn Deutschland die Bestimmungen des Schiedsvertrages nicht beachtet und eine solche Verletzung mit einem kriegerischen Angriff verbunden, die Parteien sich im Falle des Angriffes gegenseitig zu Hilfe kommen werden. Eine solche Handlungswelt Frankreichs gegenüber Deutschland würde entweder unter Artikel 16 oder unter Artikel 15, Absatz 7 der Völkerbundsatzung fallen und würde daher in voller Übereinstimmung mit Artikel 2 des Vertrages von Locarno sein. — Auf diese beiden neuen Verträge zwischen Frankreich und Polen und der Tschechoslowakei nahm Herr Briand in der Schlußfassung der Locarno-Konferenz Bezug und erklärte sich bereit, den anderen Mitgliedern der Konferenz auf Wunsch Abschrift derselben zur Verfügung zu stellen.

Deutschlands Eintritt in den Völkerbund im Januar!

Genf, 20. Oktober. In Völkerbundkreisen werden die Ergebnisse der Locarno-Konferenz zumeist mit Befriedigung betrachtet. Gestützt auf die Geschäftsordnung der Völkerbundversammlung ist man der Meinung, daß vor Januar kaum eine Versammlung für die Aufnahme Deutschlands stattfinden könnte. Inzwischen wird allgemein der Ratifizierung der Locarno-Verträge mit Spannung entgegengefeuert.

Französisch-englische Beratung um die Räumung der Kölner Zone.

Paris, 20. Oktober. „Journal“ schreibt: Um zu beweisen, daß es der englischen und der französischen Regierung Wille sei, rasch zu einer Räumung der Kölner Zone zu kommen, hätten Briand und Chamberlain gestern die Frage erörtert, welche Form die Besetzung annehmen solle, wenn die erste Zone geräumt sei. Auch gestern bei dem Essen bei Briand hätten Painlevé, Briand und Chamberlain die Frage besprochen. Wenn Deutschland den Willen habe, der Politik von Locarno zu folgen, dann würden sich die Alliierten nicht mit der Räumung der ersten Zone begnügen. Es sei natürlich, daß die allgemeine Regelung der Besetzung abgeändert werde, um so ein Regime der Entspannung anzubahnen. Allerdings könne nicht die Rede davon sein, das Regime im Saargebiet abzuändern; dieses Regime sei durch den Versailler Vertrag festgelegt. Man erkläre übrigens in französischen diplomatischen Kreisen, daß diese Frage in Locarno während der Verhandlungen niemals angeschnitten worden sei.

Zu den Gerüchten über einen Schritt Tschischewins bei Briand.

Berlin, 20. Okt. Wie die Pressestelle der Botschaft der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken mitteilt, entsprechen die Londoner und Pariser Meldungen einzelner Berliner Blätter, wonach Tschischewin Briand um eine Unterredung in Paris ersucht haben soll, in keiner Weise den Tatsachen. Ein derartiger Schritt Tschischewins ist nicht erfolgt.

Der Bürgermeister von Alzey freigesprochen.

Das Urteil des französischen Kriegesgerichtes von Mainz gegen den Bürgermeister von Alzey Dr. Dill wegen angeblich übertriebener Forderung für die Reparatur eines von den Besatzungstruppen zerstörten Türschlosses ist gestern in der Berufungsinstanz aufgehoben worden. Der Bürgermeister wurde freigesprochen.

Die deutsch-russischen Handelsbeziehungen.

Berlin, 21. Oktober. Der in Berlin weilende stellvertretende Volkskommissar für Außenhandel der Sowjetunion Frumkin machte gestern in den Räumen der Berliner russischen Handelsvertretung vor einigen Pressevertretern Ausführungen über die Entwicklung des deutsch-russischen Handelsvertrages. Einleitend erklärte Frumkin, daß sich der russische Warenumsatz nach Deutschland in der Zeit von 1920 bis 1925 von 184 Millionen Goldrubel auf 365 Millionen Goldrubel gesteigert habe. Die auf Grund des neuen deutsch-russischen Kreditabkommens zu tätigen Abschlässe werden voraussichtlich in der Hauptsache an die Textilindustrie, die metallurgische Industrie und die Industrie der Steine und Erden vergeben werden. Der 100-Millionen-Kredit könne sich aber wegen seiner Kurzfristigkeit nicht voll auswirken, da nur Waren mit kurzer Lieferfrist bestellt werden können. Ueber die Aussichten des russischen Getreideexportes erklärte Frumkin, daß man hoffe, den Exportplan voll durchzuführen, obgleich die Ernte bisher nur einen Betrag von etwa 85 Prozent der ursprünglichen Schätzung ergeben habe. Ueber die russische Naphtaproduktion teilte er mit, daß diese etwa 90 Prozent Vorkriegsmenge erreicht habe.

Landtagswahlen in Memel.

Memel, 20. Oktober. Das vorläufige Endergebnis der Wahlen zum Landtage in der Stadt Memel ist folgendes: Wahlberechtigte: 19 778, abgegebene Stimmen: 16 907. Einheitsfront: Volkspartei: 12 195, Landwirtschaftspartei: 208, Sozialdemokratie: 2949 Stimmen, Autonomiebund: 145 Kommunisten: 943 Stimmen. Von den drei Landkreisen liegen die Ergebnisse aus 48 von insgesamt 67 Stimmbereichen vor. Die abgegebenen Stimmen verteilen sich wie folgt: Einheitsfront: Volkspartei: 9378, Landwirtschaftspartei: 16 343, Sozialdemokratie 5175 Stimmen, Autonomiebund 285, Kommunisten 253 Stimmen. Ueber die Verteilung der Mandate läßt sich zuverlässig noch nicht mitteilen.

Wie außerordentlich stark die Teilnahme der memelländischen Bevölkerung an der Wahlhandlung gewesen ist, ergibt sich daraus, daß z. B. in Windenburg die gesamte Wählererschaft mit Ausnahme von 8 Kranken zur Wahlurne gegangen ist. Dabei hatten die Wähler einen Weg von 20 Kilometer hin und zurück zu Wasser und zu Lande zurückzulegen. In Schwarzort und Ribben haben 87 Prozent, in Preuß 85 Prozent, in Prockuls über 87 Prozent, in Penckrug 90 bis 95 Prozent und in Ruß über 90 Prozent gewählt.

Ankunft Chamberlains in London.

London, 21. Oktober. Zum Empfang Chamberlains, der bei seiner Ankunft begeistert begrüßt wurde, hatten sich u. a. eingefunden der Botschafter Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Italiens, in Vertretung des Königs Lord Cromer sowie alle in London anwesenden Kabinettsmitglieder.

Marokkokriegsbericht.

Madrid, 20. Oktober. Durch königliches Dekret ist General Diego de Saavedra zum Generaldelegierten der spanischen Oberkommissariate für Marokko ernannt worden. Paris, 20. Oktober. Nach einer Havasmeldung aus Tanger hat die französische Aktion zur Säuberung des Dschebel Mesaud vom Gegner heute vormittag begonnen.

In einer Versammlung in Targuist erklärte Abd el Krim, ein Abkommen mit Frankreich und Spanien könne nur zum Nachteil der Rifbewohner abgeschlossen werden. Infolgedessen sei es besser, den Kampf fortzusetzen.

Damaskus von den Drusen besetzt!

Paris, 20. Okt. Von Büro des Ministerpräsidenten wurde heute abend der Agentur Havas über die Zwischenfälle in Damaskus erklärt, von General Sarrail sei heute vormittag in der Tat gemeldet worden, daß in einem Vorort von Damaskus Unruhen ausgebrochen seien. Der General Sarrail habe aber nichts weiter mitgeteilt, was darauf schließen läßt, daß die Ereignisse die Bedeutung haben, die ihnen ausländische Nachrichten beilegen.

Entgegen der Havasmeldung, die berichtet, daß die Drusen nur in die südlichen Viertel von Damaskus eingedrungen seien, weiß die „Vossische Zeitung“ aus London zu melden, daß Damaskus gefallen sei und die Garnison sich ergeben habe. Der Draht von Beirut nach Damaskus ist gestört.

Entgegen dieser Meldung teilt Havas mit: Die Aufstände, die in den Vororten von Damaskus ausgebrochen waren, sind beendet. Die Führer der Aufständischen haben sich unterworfen. Sie haben eine hohe Summe zu zahlen und mehrere Tausend Gewehre zu übergeben. Auf die Eisenbahnlinie Damaskus-Beirut ist ein Sabotageakt verjagt worden, der jedoch rechtzeitig entdeckt worden ist.

Tschechenkampf gegen deutsche Schulen!



Der Tschschentamp gegen die deutschen Schulen.

Um das deutsche Element auszurotten, geht die Tschschowakerei seit Jahresfrist rücksichtslos gegen die deutschen Schulen vor. 8818 deutsche Schulklassen in den deutschen Gebieten Böhmens, Mährens und Schlesiens sind bereits oder werden zurzeit aufgelöst; das sind 30,8 % des gesamten deutschen Volks- und Bürgerschulwesens. Im Sudetenland sind sogar in einzelnen Städten bis zu 80 % aufgehoben. An Stelle der aufgelösten deutschen Schulen errichtet man sogenannte tschschische Kinderheilschulen, die oft nur von 2, 3 oder 4 tschschischen Kindern besucht werden, während die übrigen Kinder Deutsche sind.

Die Lage in China.

Peking, 20. Oktober. Zwischen den zu Tchangtschins Streitkräften gehörigen Fjengtien-Truppen und den Tschschiang-Truppen kam es bei Tschschiang, 150 Meilen westlich von Schanghai, zu Schirmjähren.

Die Truppen Tchangtschins sammeln sich bei Pudow am nördlichen Ufer des Jangtschiang. Der Zivilgouverneur von Schantung soll sich mit Verstärkungen auf dem Marsch nach Pudow befinden. Ein Teil der Mudener Truppen, die gegen den Jangtschiang überzogen, wurden von den Kiangsu-Soldaten entwaffnet und zurückgeschickt.

Schanghai, 20. Oktober. Wupeifu wird, wie man hier annimmt, heute in Hankau bekanntgeben, daß er der Posten eines Oberbefehlshabers in den Zentralprovinzen annimmt und daß die Provinzen Kiangsu, Tschschiang, Nganhwei, Wupeifu, Kiangsi und Fukien ein Bündnis abgeschlossen haben. Wupeifu hat endgültig gegen Peking und Wudow Partei ergriffen. Das Bündnis zwischen den genannten Provinzen hat den Zweck, das sogenannte verfassungsmäßige Parlament wiederherzustellen.

Konventionsentwurf über den Sklavenhandel.

Genf, 20. Okt. Der Generalsekretär des Völkerbundes hat den Regierungen aller Mitgliedstaaten des Völkerbundes sowie auch denjenigen von Afghanistan, Deutschland, Ecuador, Vereinigte Staaten von Amerika, Aegypten, Mexiko, Rußland, Sudan und der Türkei einen Konventionsentwurf über den Sklavenhandel, die Sklaverei und sklavereihähnliche Zustände, dessen Annahme durch die letzte Völkerbundversammlung empfohlen wurde, unterbreitet. Dem in der Sitzung vom 23. 9. durch den Völkerbundrat gefassten Entschluß gemäß richtete der Generalsekretär an diese Regierungen die Einladung, alles in ihrer Macht Liegende zu tun, um ohne Ausschub die nötigen Maßnahmen im Sinne des Konventionsentwurfes zu treffen und sich schon jetzt gegenseitige Hilfe zu gewähren zur Unterdrückung des Sklavenhandels, der Sklaverei und sklavereihähnlicher Zustände durch alle zur Verfügung stehenden Mittel und insbesondere durch Abschluß von Sonderabkommen. Der Generalsekretär ersucht die Regierungen ferner, ihm vor dem 1. Juni 1926 ihre Bemerkungen, die sie vielleicht zu dem Entwurf zu machen haben, zu übermitteln.

Besuch des Reichspräsidenten in Württemberg.

Stuttgart, 20. Okt. Reichspräsident v. Hindenburg wird seinen bereits angekündigten Besuch bei der württembergischen Regierung gegen die Mitte des Monats November abhalten.

Die Franzosen über die deutsche koloniale Propaganda.

Der „Revue Coloniale et Maritime“ vom 18. Juli d. J. entnehmen wir nachstehenden Bericht ihres Vertreters in Berlin:

Im Rai meldete ich, daß sich im Reichstag eine interfraktionelle koloniale Vereinigung gebildet hatte. Diese Gruppe hat seitdem vielfache Beweise ihres Daseins gegeben und soeben unter dem Vorbehalt des Dr. Weill eine Geheiminspektion abgehalten. Dr. Weill, ehemals Reichskolonialminister, hat dabei einen vertraulichen Bericht vorgelegt, in dem die Aussichten, unter denen Deutschland Wiedergewinnung eines Teiles seiner Kolonien erhoffen könnte, behandelt werden.

Nach beharrlich wiederkehrenden Gerüchten — vor allem in den Kreisen der Kolonialbewegung — hätte sich eine der alliierten Großmächte geneigt erwiesen, gewisse koloniale Ansprüche Deutschlands mit Wohlwollen zu prüfen. Politiker, die dem Grundsatz „do ut des“ huldigen, haben hervor, daß Deutschland nur dann Mitglied einer gegen den Bolschewismus gerichteten Heiligen Alliance mit England und Frankreich werden dürfe, wenn es u. a. einen wesentlichen Teil seiner Kolonien zurückerhielte. Anscheinend hat eine sehr ernsthafte diplomatische Prüfungnahme in diesem Sinne stattgefunden, deren Ergebnis jene Geheiminspektion im Reichstag gewesen sein dürfte. Jedenfalls mußte dem unbefangenen und aufmerksamen Beobachter beim Ausbruch der Wirren in China ein Umstand auffallen: die große deutsche Presse erklärte mit einer — sagen wir rührenden — Einmütigkeit, daß die Zeiten der eifrigen europäischen Zusammenarbeit im fernem Osten, als der Admiral Seymour im Vorgezogenstand den deutschen Truppen zurief: „Germans to the front“, vorüber seien. Die Tatsache, schreie dieselbe Presse, daß wir unserer Kolonien und Außenbesitzungen, wie zum Beispiel Kantschou, beraubt worden sind, entbindet uns von der Verpflichtung, uns für die Fragen zu interessieren, die jetzt so viele Besorgnisse in England wachrufen.

Von da bis zu dem Refrain: „Geht uns unsere Kolonien wieder!“ ist nur noch ein Schritt, der, wie man begreifen wird, leicht getan werden kann.

Mittlerweile wird die deutsche Kolonialpropaganda fortgesetzt. Sie erscheint in den verschiedensten Gestalten. Im Eisenach ist eine Kolonialausstellung eröffnet worden, die bis zum 28. Juli dauern soll, und von dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg inmitten einer zahlreichen Versammlung eröffnet wurde. Die Eröffnungsrede hielt der Gouverneur a. D. Seib. Andererseits hat die Universität Erlangen den Kronprinzen Rupprecht von Bayern zum Ehren doktor ernannt mit der Begründung, daß der bayerische Thronfolger viel zur Entfaltung des kolonialen und überseeischen Gedankens in Deutschland beigetragen habe. Tatsächlich hat der Prinz nur eine Bestreife gemacht, und zwar nach Indien, vor dem Kriege, und darüber ein Buchlein geschrieben, das dem großen Publikum unbekannt geblieben ist. Aber man muß anerkennen, daß der Kronprinz Rupprecht seit einiger Zeit einer der hervorragendsten kolonialen Agitatoren im Reich ist. Bei dem letzten Kolonialkongreß in München, dem er in großer Uniform betwohnte, hielt er eine Rede, in der folgende bewundernde Stelle vorkam: „Als der große Kaiser Bismarck Deutschland vererbte, daß es unermessliche Kolonien besaß, war unsere Freude unermesslich. Aber sie war nur von kurzer Dauer. Ein hartes Schicksal hat uns jetzt unserer Kolonien beraubt. Doch wir haben das Recht, stolz zu sein auf das, was wir in so kurzer Zeit dort geleistet haben. Auf allen Gebieten unserer kolonialen Tätigkeit haben wir Großes erreicht. Man hat uns schlechter Eingeborenenbehandlung angeklagt. Gäßen aber die Eingeborenen dann so tapfer auf seinen Letzt- oder Vorbedes gekämpft? Das, was war, ist heute nicht mehr, doch es wird wiederkommen. Die Vergangenheit muß uns Vertrauen auf das Morgen einflößen!“ Diese Rede verfiel in die Wiederverwertung der verlorenen Kolonien war wohl eine „Auszeichnung“ wert. Der Zweck heiligt die Mittel, und die Geste des Erlanger Universitätsdirektors hat den gewünschten Erfolg gehabt, das ist das Wesentliche für die kolonialen Fanatiker.

Was die militärischen Operationen gegen die Rifstabylen anbetrifft, so werden sie selbstverständlich in Deutschland mit einer wahrhaft atemlosen Aufmerksamkeit verfolgt. In einem Artikel „Marokko und die europäische Kolonialpolitik“ sprechen die Afrika-Nachrichten von einem kolonialen Schach Frankreichs. Diese deutsche Kolonialrevue gibt zuerst einen Überblick über die diplomatischen Verhandlungen, deren Gegenstand Marokko gewesen ist — natürlich nach ihrer Weltansicht —, und schreibt alsdann, daß unsere gegenwärtigen Schwierigkeiten am Querschnitt das Vorbild zum Mittelmeerraum seien. Man geht entschieden weit in Berlin und will offenbar dem auch in Deutschland bekannten Schriftsteller: „Was man wünscht, das glaubt man gern“, Ehre machen.

Griechisch-bulgarischer Zwischenfall.

Paris, 20. Okt. Havas berichtet aus Saloniki, der Stab des 3. Armeekorps veröffentlicht folgende Nachricht: Gestern haben reguläre bulgarische Streitkräfte überraschend griechische Posten in der Gegend von Demotika Capu angegriffen. Ein griechischer Offizier, der als Parlamentär die weiße Fahne trug, ist von den bulgarischen Truppen getötet worden. Der Zwischenfall ist über einen einfachen Grenzkonflikt hinausgewachsen. Der Kampf ist heute vormittag von selten der Bulgaren wieder aufgenommen worden. Von Seiten der Griechen sind Maßnahmen getroffen worden, um der Lage zu begegnen.

Berlin, 20. Oktober. Wie der Landwirtschaftsminister mitteilt, sind die Reparationslieferungen von Vichy an Frankreich sehr gering und können die Preise nicht beeinflussen.

Berlin, 20. Oktober. In der Reichsanzeiger fand heute eine Besprechung mit Vertretern des Rheinlands über den Vertrag von Locarno und das Rheinland statt.

Paris, 20. Oktober. In Paris-Duc wurden fünf Kommunisten wegen Verhörung von Militärpersonen zu je 3 bis 4 Monaten Gefängnis verurteilt.

Rom, 20. Oktober. Mussolini ist im Wasserflugzeug über Goeta zurückgekehrt.

Bukarest, 20. Oktober. In London ist ein Abkommen zwischen England und Rumänien über die Kriegsschiffe abgeschlossen worden.

Rund um die Welt.

Lohnbewegung im Bankgewerbe. Wie der Allgemeine Verband der Deutschen Bankangestellten mitteilt, hat der Reichsverband der Bankleitungen den Antrag der Arbeitnehmerverbände, in freien Verhandlungen die jetzt geltenden Gehaltsätze einer Revision zu unterziehen, abgelehnt.

Beitrag der Stadt München zur Zeppelin-Gedenk-Expedition. Die Vollversammlung des Münchener Stadtrates genehmigte mit allen gegen sieben Stimmen der Kommunisten und der Nationalsozialisten zur Zeppelin-Gedenk-Expedition einen Betrag von 10 000 Mark.

Glückwünsche für Georg Bernhard. Der Reichskanzler und der Reichsinnenminister übersandten dem Chefredakteur der Volkswacht, Herrn Georg Bernhard, aus Anlaß seines 50jährigen Geburtsfestes herzlich gehaltene Glückwunschtelegramme.

Brand auf einem Stinnesdampfer. Am Montag abend gegen 8 Uhr wurde die Feuerwehre nach der Weserwerft in Bremen gerufen. In den Röhren des Stinnes-Dampfers Rhein (5700 Tonnen) war infolge schadhaften Isoliermaterials ein Brand entstanden, der sich rasch ausbreitete.

Neuer Flugrekord. Der Pilot Steinbed hat auf einem Sonderflug mit einer Junkermaschine die über 600 Kilometer lange Strecke Amsterdam-Leipzig in knapp vier Stunden zurückgelegt.

Ausgang des englischen Heringsports. Bis zum 10. d. Mts. betrug die Gesamtmenge der für die Ausfuhr eingepackten Heringe in Plymouth 48 845 Faß, gegen 104 288 Faß im Vorjahre und in Lometost 17 219 gegen 40 100 Faß.

Freigabe der französischen Alkoholzufuhr. Journal Officiel veröffentlicht eine Anweisung des Handelsministeriums für Exporteure, wonach durch ein am 20. November in Kraft tretendes Dekret die Ausfuhr von Weinen, Äpfeln, Spirituosen und Alkohol nach Deutschland freigegeben wird.

Verhaftung einer New Yorker Räuberbande. Der New Yorker Volkspolizist es jetzt gelungen, die größte und bestorganisierte Räuberbande, die je in New York ihr Unwesen getrieben hat, unschädlich zu machen.

Schweres Flugzeugunfall in Pennsylvania. Ein Flugzeug, das von einem Militärflieger gesteuert wurde, stürzte bei New-Casem in Pennsylvania zu Boden. Der Pilot wurde auf der Stelle getötet.

Amerikanische Statistik der Spenden. Eine amerikanische Zeitschrift veröffentlicht eine Liste der Geldspenden, die einige Multimillionäre für öffentliche Werke (Universitäten, Schulen, Denkmäler usw.) in den letzten fünf Jahren gegeben haben.

Friedrich Eberts Grabmal. Wie „D. Z.“ mitteilt, wird am Allerheiligentage, 1. November, das Grabmal des verstorbenen Reichspräsidenten Friedrich Ebert in Heidelberg von der Reichsregierung der Stadt Heidelberg zur Obhut übergeben werden.

Das Grabmal liegt an einer weltlich sichtbaren Stelle des Bergfriedhofs von Heidelberg. Zu dem Sarkophagähnlichen Marmorblock, dessen obere Platte von vier Äblern getragen wird, führen elf Marmorstufen in zwei Läufen hinauf. Auf der vorderen Seite des Blockes ist nur der Name „Friedrich Ebert“ angebracht, während die Rückseite seinen Wahl-spruch trägt: „Des Volkes Wohl ist meiner Arbeit Ziel.“

Madelber Stierkampfsalon. Als Hauptattraktion der diesjährigen Madelber Herbstfeste wird in der Stierarena ein großes Ritterturnier abgehalten, genau nach den Vorschriften und in der Kleidung des 16. Jahrhunderts.

Rot macht es furchtbar. Zwei Insassen eines Londoner Gefängnisses haben in ihren Zellen, die im vierten Stockwerk liegen, mit Hilfe von Scheren nicht nur die Ziegelsteine aus der Verbindungswand ihrer beiden Zellen gelöst, sondern auch im Laufe zweier Jahre genug Steine gelodert, um eine Öffnung nach der Straße hin herzustellen, aus der sie sich jetzt mit Hilfe von aneinandergelöteten Streifen ihrer Bettwäsche herablassen.

Die Insel Malta wird kurort. Die Insel Malta, die bisher nur als Flottenstützpunkt Englands diente, will sich jetzt zu einer Konkurrenz von Monte Carlo entwickeln. Die Verwaltung der Insel hat sieben in London eine Anleihe von 1 Million Pfund erhalten, die dazu verwendet werden soll, die Insel zu einem mondänen Kurort mit Kasinobetrieb umzugestalten.

Affentransport im Flugzeug. Ein völlig ausgewachsener Orang-Utang aus dem Amsterdamer Zoologischen Garten ist im Aerodrom von Cooy in einem regelrechten Passagierflugzeug gelandet. Der Affe, der von einem Londoner Tierhändler angekauft worden ist, hat die Reise sehr gut überstanden.

Flugzeugverkauf im Warenhaus. Henry Ford ist nun auf einen neuen Einfall gekommen; er läßt nun Flugzeuge im Einzelhandel verkaufen. Man kann also an den Ladentischen sehen und ähnlich wie ein Buch ein Flugzeug auswählen, bekommt dann von der Verkäuferin einen Zettel, geht zur Kasse, läßt sich inswischen sein Flugzeug gut einwickeln und verschmieren und nimmt es mit, wenn es nicht zu schwer fällt, denn es wiegt zwei Tonnen, also vierzig Zentner.

Veranstaltung für Flugzeuge errichtet, aller Wahrscheinlichkeit nach die erste auf der ganzen Erde. Noch sind die Flugzeuge verhältnismäßig teuer; unter 100 000 Mark ist keine zu haben.

Die Badeanstalt als Heiratsvermittler. Ganz Paris ist gegenwärtig in heller Aufregung über den Vorschlag eines Herrn Fiquet, der sich erdreistete, anzugehen, man möge in den Badeanstalten Frauen und Männer gemeinsam baden lassen.

Die Pariser Presse bringt daher jetzt Dutzende von Zuschriften, die sich mit diesem Vorschlage befassen; die Meinungen sind recht geteilt. Bemerkenswert erscheint vor allem eine Auslassung des Herrn Fiquet selbst, der darauf hinweist, daß Frankreich noch nie vor an einem Mangel von Ehe-schließungen und an jungem Nachwuchs leide; er gibt offen zu, daß er sich von den Badeanstalten, wenn sie nach seinem Vorschlag betrieben würden, zunehmende Ehelust verspricht; die Badeanstalt würde dann etwa die Rolle des Heiratsvermittlers übernehmen; die jungen Leute würden sich beim Schwimmen kennen lernen und dann vielleicht dabei ganz zwanglos in den Bädern der Ehe hineinschwimmen.

Amtliche Bekanntmachungen.

Auc. Allgemeine Nachricht. Vom 26. Oktober 1925 ab findet im Erdgeschoss des städtischen Grundstückes hintere Bismarckstraße Nr. 25 (Aufsicht von der Kuechenerstraße aus) eine allgemeine Nachricht statt. Alle Gewerbetreibenden, Landwirte, Gastwirte und sonstigen Personen, die Werkzeuge im Verkehr verwenden, haben dieselben gereinigt, selbst zur Nachschau zu bringen oder durch zuverlässige erwachsene Personen zur Prüfung vorlegen zu lassen.

Auc. Wohnungsamt. Diejenigen Inhaber von selbständigen Familienwohnungen, die beabsichtigen, auf Wohnungsaufsicht nach auswärts zu verzichten, wollen dies beim unterzeichneten Wohnungsamt, soweit es noch nicht geschehen ist, melden.



Das große Brauen. ROMAN von H.A. von BYERN. URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.) „Manu“ war alles, was ich herausbrachte, aber dann fiel mir ein: der Witzgen von Andrian hatte eben seine Schrollen, war in mancher Beziehung ein Original, und soviel mußte ich noch von unserem Zusammenleben in Steppe und Busch waid her: in ihm war bei allem aufrechten Christentum ein Stück des Uralters lebendig, der Wald, Wasser, Luft und Erde mit Geistern besetzt, eine Art letzter Sinn für das geheimnisvolle Walten unsichtbarer Kräfte, ein Heilsehen, wie man es nur bei Menschen findet, die mit der sie umgebenden Natur in eins verschmelzen, den Hochgebirglern, Seeleuten und Haidjern. Aber nun interessierte mich das Bild erst recht. Worin lag nur der eigenartige Zauber, das zugleich Anziehende und doch wieder Abstoßende? So ähnlich hatte ich mir immer das Urbild des wilden Jägers vorgestellt: schlank, lehnig, stählerne, den halb verschleierte Blick der großen Raubfänge. — Die Flammen der Kerzen zuckten auf im Lufthauch; ein Diener schloß die Fenster. Mein Freund blieb merklich still, antwortete zerstreut und hob die Tafel auf, gleich nachdem Butter und Käse abgetragen waren.

„Ja, der Herr von Andrian gewesen, und ja, er hat auch noch die ärarischen Posten dazu gehört, so an die vierzig-tausend Joeh. Waren alle leidenschaftliche Jäger, meine Vorfahren, aber keiner so wie mein Urgroßvater, der Hubertus Silvester. Ob's wahr ist, weiß ich net, die Leute erzählen heut noch, er hätte ein Weiß, den die Hund g'heißt haben, mit die blanten Hand' erwürgt und d' Wildbreit'schügen, ach, du mein, da hat si toaner mehr ins Revier g'raut, weil 's hieß, der Terofaler Schloßherr steht mit 'm Bösen im Bund, hat die Freitugel und kann sich g'frozen machen. Mag 's sein, wie's wilst; g'wis war's, daß mein Onn mehr können hat als Brot essen. Zu selbiger Zeit hat ihn oaner von d's Jäger brin im Seefer g'lehn, und a paar Minut'n später schnallt's droben an der Aheiderpiz, die gut und gern zwoo Stund entfernt is, da hat er an Gams g'schossen. Auch a Tarnkapp'n soll er g'habt haben, is oft g'hug an a Schari ang'birscht, über a lichte Reiß'n ohne Dedung, grad als ob ihn d's Bild net erdügen und winden könnit. Nur in d' Kirchen is er net einig'gangen, auch net zur heiligen Weich', hochwürden der Herr Caprian, der dormalen Pfarrer g'weil is zu Terofal in der Ded, hat d'rüber ein Memorandum hinterlassen, doch davon nachher. Schließlich is der Hubertus Silvester nach Wien g'reist, un' arg gut muß er 'm Kaiser Joseph g'fallen haben, kam zurück als Landesforstmeister von Tirol.“

„Aha“, unterbrach ich. „Daher die Uniform!“ „Ja, is aber bloß an schöner Tit'l g'wesen, loa Amt, a Hofjäger'n sozulagen. No, un' dann hat er g'heirat, oa Fräulein von Cajetan, drüben, aus 'm Welschen. Diemell hat er doch in d's Kirch' g'mußt, is aber net am Altar hing'triet, hat auch net auf'schaut. A Jahr lang is alles gut g'anga, mei Großvater feilg is g'born worden, doch dann starb d's junge Frau, und der Hubertus Silvester hat wieder ang'fang'n zu jagern, schlimmer als je 'vor. A Gamsbod is im Revier g'wesen, is a ganz alter hoamtlicher, Krud'n doppelt spannhoch und an Wächler — kannst dir d's Kapital-trud'n anschau, hängt grad unter 'm Bild. — Den hat mei Urgroßvater doch net g'friedt, obwohl er ihm vier Jahr lang 's Gams g'angt is. Aber oamal, da b'pegnet ihm a Prozeßion, der Resener vormweg mit an Kreuzfig. Un' der Hubertus Silvester steht da, starr und steif, nimmt den Fiaz net herunter, beugt net 's Antl. Der Pfarrer Caprian is auf ihn zug'anga, hat hart mit ihm g'redt, und mei Großvater lacht, bloß a bisserl. „Kann ma dei vom Weich-rauch g'leichter Herrgott den Gams verchaffen? Kann er das? Reil? Schau, so viel fürcht' i ihn auch.“ — Dabei hat a d' Büch'l hochg'riffen und ins Kreuzfig g'ichossen, daß d's Stang'n mitten durchbrochen is. Am Abend aber is er hoamt kommen und hat den Gams am Buckl g'habt, hat aber loa Wort net g'redt a ganze Woch' lang und sich eing'chloß'n, dann is alles g'wesen wie ehoo.“

Der Erzähler machte eine Pause und trank in kleinen Schlucken sein Glas Bier aus.

„Hat also der Pfarrer Caprian den Kirchenbann ausg'sprochen gegen den Hubertus Silvester. Un d's Bauern ham sich g'lamm'g'rottet, san bis ins Schloß g'jogen mit Wechträng' un Senlen, Dreißtlegeln un' an großmächtigen Rammbock. Aber wie ' grad anfang'n woll'n zu stürmen.“



da ha nei ihn d's zwoo Bäller loog'lassen, mit Nägeln g'ladet un' g'hacktem Blei. Diesmalen soll's vier tote und an Du'nd hermundete g'geben ham; is dann auch a Prozeß g'ist, wegen Aufruhr und Landfriedensbruch. Un mein Urgroßvater hat sich toaner mehr herang'traut, un' er hat g'jagert, allweil g'jagert. Auf 'n Tag, a Jahr is er gang'n g'weil, seit er ins Kreuzfig g'ichossen hat, da geht er mit zwoo Jägern ins Revier. Ein' auf'stieg'n nach der Wildbachflamm, un' mit oamal schnallt's, a Büchsenknob, droben im G'wänd. Der Hubertus Silvester springt auf, quer übers Seefer, d's Jäger hör'n ihn ru'n: „Sieh, Dumpl!“ un' dann oan Schrei, a Lachen — sonst nig. Vier-sehn Tag lang hab'n 's alles abg'lacht und — nig g'tunden.“ (Fortsetzung folgt.)

Wo früher die Prärien waren.

Von Anton Erlenz, W. d. R.

Chicago, Ende September.

Zum drittenmal in Chicago, der führenden Großstadt des mittleren Westens. Ein dicker Nebel hängt über der Stadt, gebildet aus der Feuchtigkeit der Luft und den zahllosen Ausgasungen der verbrannten Weichkohle und des Motorbetriebsstoffes. Auf den Straßen ein Halb Dunkel. In den zwanzig, dreißig, vierzig hohen Geschäftshäusern brennen tausende Lampen. Das Halb Dunkel ist um so ungewohnter, als hier selbst in den Nachtstunden die Straßen stark erleuchtet sind. Der prachtvolle Michigansee rollt Wellen aus Meer mit hochaufliegender Gestalt. Die Straßen in drangvoll fürchterlicher Enge. Ein lebensgefährlicher Verkehr. An diesem einen Tage wurden in dieser einen Stadt sechs Menschen durch Autounfälle getötet, eine vielsache Zahl verwundet. In den zweihundertachtundfünfzig Tagen dieses Jahres wurden 647 Menschen durch Autounfälle getötet, 270 erschossen bezw. ermordet, 187 Herben infolge von Moonshine, d. h. infolge von heimlich beschafften alkoholischen Getränken. Das alles in einer Stadt von rund drei Millionen Einwohnern.

Chicago ist trotzdem die Stadt der Zukunft. So gar die Eisenindustrie zieht sich langsam aus dem westlichen Pennsylvania an die Ufer der großen Seen heran. Eisenergie kommt vom Lake Superior. Kohle liegt nicht allzu weit von hier entfernt. Alles kann mit Wasserfracht herangebracht werden. Hier ist die geistige und wirtschaftliche Zentrale des riesigen amerikanischen Landwirtschaftlichen Gebietes. Hier in der weiten Umgebung ist die Weizen- und Maisammer Nordamerikas und Europas, der Fleischmarkt der Vereinigten Staaten. Als Stadt, als Menschenansammlungspunkt, hat Chicago eine große Zukunft, und es hat nur einen, allerdings überlegenen Rivalen, das ist New York. Soweit es in diesem Lande so etwas wie eine geistige Führung gibt, kommt sie aus Chicago.

Wer, etwa bei Henry Ford in Detroit, die neuen Methoden der amerikanischen Technik studieren will, muß in den Schlachthäusern Chicagos das Studium beginnen. Das klingt wie ein bissiger Scherz, ist aber reine Wahrheit. Ford gibt selber zu, daß seine Methode des „gleitenden Bandes“ nur eine Anwendung des Grundgedankens ist, der in den Chicagoer Schlachthäusern zwanzig Jahre früher angewandt wurde, und der im Uferland wahrscheinlich auf den alten Schlachtermeister zurückgeht.

Zunächst ein bißchen Volkswirtschaft. Das Vieh, das zur Fleischherstellung der Vereinigten Staaten bestimmt ist, wird hauptsächlich geschlachtet auf den großen ehemaligen Prärien, von denen Chicago hunderte Meilen weit umgeben ist. Verbraucht aber wird das Fleisch tausend Meilen (1800 Kilometer) von hier entfernt in New York, Boston, Pennsylvania usw. Das lebende Vieh so weit zu transportieren, wäre unrationell, da wenig mehr als die Hälfte des Lebendgewichtes an Fleischgewicht herauskommt. Das wäre also doppelte Fracht. Darum sind die Schlachthäuser in Chicago. Die Farmer von nah und fern bringen ihr Vieh hier auf den großen Markt, auf dem täglich viele zehntausende Stück Vieh verkauft werden. Die Packer, d. h. die großen Schlachthäuser, kaufen das Vieh, schlachten es hier ab und fahren das genutzte Fleisch täglich in tausenden Kühlwagen nach dem Osten, nach Philadelphia, New York usw. In den Vereinigten Staaten wurden im Jahre 1924 rund 14,4 Millionen Stück Rindvieh und rund 79 Millionen Schweine geschlachtet. 9,5 Millionen bezw. 59 Millionen davon werden in einem halben Duzend großer Schlachthäuser geschlachtet. Swift & Comp. allein schlachten hier und in einigen Zweigstellen jährlich 17 Millionen Stück Vieh, d. h. Rindvieh, Schweine und Schafe. Und das nächstgrößte Schlachthaus, Armour u. Comp., schlachtet fast ebenso viel.

So ist hierzulande die Schlachtereier ein Massenbetrieb, betrieben mit aller Raffinesse der Technik, des Geschäftes. Denn hier wird nicht nur das Fleisch verarbeitet, hier wird das zum Essen nicht direkt verwendbare Fett in Margarine mit Buttergeschmack umgewandelt. Und alles wird benutzt. Die Haare der Schweine sind ein einträgliches Nebenprodukt. Aus den Magen- und Darmstücken der Tiere wird Pepsin gewonnen. Das ungenießbare Fett wird in Seife verwandelt. Aus den Nieren der Schafe wird ein wertvolles chemisches Präparat gewonnen, bei dem zur Erzeugung von einem

einzigen Pfund dieses Stoffes die Nieren von 125 000 Schafen verarbeitet werden müssen. Der Rohstoff für Insulin, das neue Mittel gegen Zuckerkrankheit, wird hier gewonnen. Die Drüsen von 16 000 Stück Rindvieh ergeben ein Pfund Insulin. So wird hier alles im Großbetriebe ausgenutzt. Die Erzeugung von Nebenprodukten aus den Tierkörperresten, die der kleine Schlächter wegwerfen muß, soll den Gesamtbetrieb so ergiebig machen, daß das Fleisch an den Kleinändler billiger verkauft werden kann, als dem Farmer für das Lebendgewicht bezahlt werden kann.

Es ist schwer zu sagen, wie Ihre Nerven darauf reagieren würden, wenn Sie ansehen müssen, wie an der einen Stelle stündlich 200-300 Ochsen und Kühe, an der anderen Stelle 800 Schweine und an der dritten Stelle tausend Schafe geschlachtet werden. Rund heraus gesagt: es ist der abstoßendste widerlichste Anblick, den man sich denken kann, wenn man sieht, wie alle Raffinesse der Technik benutzt wird, schreiende, zappende, angstvoll verzerrte, hilflose Tiere zu schlachten. In der Schweineschlachtereier: Je zwanzig Schweine werden in einen engen Verschlag getrieben. Ein Packer legt einem Schwein nach dem andern eine Kette um ein Hinterbein. Er hat das andere Ende der Kette in einen Haken an einer großen, sich langsam drehenden Scheibe. Unwiderstehlich wird das Tier hochgezogen, stößt gellende Schreie aus. Es bewegt sich einige Meter weit auf einer Laufschiene, Kopf nach unten. Dort steht ein Arbeiter, meist ein Neger, mit einem nicht sehr großen Schlachtermesser und schneidet mit einem Schnitt die Schlagader des Tieres durch. Ein Blutstrom spritzt auf den Boden und verfließt in einem großen Behälter unter dem Erdboden. Das Schwein zappelt noch ein paar Sekunden und verschwindet in einem Behälter mit kochendem Wasser. Dort rollt eine Maschine den Körper hin und her und schuppt die Borsten ab. Nach einigen Minuten kommt das Schwein, weiß und sauber, wieder an der Gleitbahn hängend zum Vorschein. Es passiert in der nächsten Sekunde große Gasflammen, die den ganzen Körper umschlagen und den Rest der Haare abtrennen. Einen Schritt daneben stehen an dreißig Männer mit Messern der verschiedensten Art ausgeplamt mit je einem Schritt Zwischenraum. Langsam bewegt sich der Körper der Tiere vorbei. Jeder Mann tut nur einige bestimmte Schritte, schneidet bestimmte Teile ab, die in verschiedene Laufbänder fallen und gesonderter Verarbeitung entgegengehen. Nach dreißig bis vierzig Minuten ist der Körper schon fertig bearbeitet, aufgeschlachtet. Er läuft selbsttätig in einen Gefrierraum, wo er 36 Stunden hängen bleibt, damit die Lebenswärme aus dem Körper entweicht. Dann beginnt der zweite Arbeitsprozeß, das Trennen des Körpers in zwei Hälften, das Abschneiden der Sehnen, das Ausstreifen der Rippen usw. Alles Fleisch läuft selbsttätig von einem kleinen Transporter zum nächsten. Es wandert wieder in Kühlräume, Schinken und Speck bewegen sich in die Räucherlammern für 36 Stunden. An anderer Stelle wird Wurst gemacht. Dort werden Millionen Weißblechbüchsen hergestellt, um das kleine Fleisch zu verpacken. Sie laufen hier sechs Koteletts in einer Weißblechbüchse. Das Fleisch hängt wieder im Kühlraum und wird in Kühlwaggons verladen.

Im Schlachthaus für Großvieh. Je drei bis vier Stück Rindvieh werden durch enge Gänge in einen Verschlag getrieben. Ein Packer schlägt jedes Stück mit einem schweren Hammer vor den Kopf. Die Gleitbahn kommt und hebt jedes Vieh am Hinterbein hoch. Fürchterliche Schreie ertönen durch die Halle. Je ein bis zwei Stück werden gleichzeitig hochgehoben. Die Schlagadern werden durchgeschnitten. Nach ein oder zwei Minuten machen sich drei, vier Männer über jedes Tier her, trennen die Haut ab. In wenigen Minuten beginnt der Ausschneidungs- und Zerstückungsprozeß. In einer Stunde wandert jeder Körper in die Kühlhalle usw. Das sehen sie 200- bis 300mal in der Stunde, 800mal in der Schweineschlachthalle, 1000mal in der Schafschlachthalle, und Sie wissen schließlich nichts anderes zu sagen als: terribel, furchtbar, schrecklich!

Sozial? 7000 Arbeiter und Arbeiterinnen wirken in den Schlachthäusern der einen Firma Swift, hier und in einigen anderen Städten. 1500 Kontorangestellte besorgen den Geschäftsbetrieb. Du wirst eingeladen, in dem Betriebsrestaurant der Firma zu speisen. Dir ist wenig wohl dabei; denn was du gesehen, erschütter dich, esst dich an, obgleich größte Sauberkeit und stetige amtliche Kontrolle dabei steht. Der Mann, der dort 800 Schweine in der Stunde die Schlagader durchschneidet, verdient in der Stunde 80 Cents,

3,20 Mark, für dieselbe Verhältnis ein nicht mal hoher Lohn. Der Packer, der dort den Rücken den schmerzstillenden Dampfer Schlag verlegt, hat 50 Cents, 2 Mark, in der Stunde. Das sind mittlere Löhne. Der Metzgermeister dort vor der Räucherlammern, der ein Geschäft hat wie ein Professor, verdient 90 Cents, 3,60 Mark, die Stunde. Ein Drittel der Arbeiter fährt im eigenen Auto. Mehr als ein Viertel der Arbeiter besitzt Shares, das heißt Aktien von diesem Schlachthaus, die sich mit 8 bis 12 vom Hundert verzinsen. Organisation gibt es kaum.

Ich war vor zwei Jahren in Deutschland und England. In Europa sind die Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter völlig verborben. Der Klassenkampf verkehrt sich. Der Unternehmer will möglichst niedrige Löhne zahlen, der Arbeiter möglichst wenig arbeiten. Nein, so geht es nicht. Wir zahlen hohe Löhne. Wenn wir nicht hohe Löhne zahlen, können sich die Arbeiter nicht kaufen, und wir können keine Geschäfte machen. Aber unsere Leute müssen arbeiten. Acht Stunden nur, aber in diesen acht Stunden muß etwas geschafft werden. Wir haben seit 1918 unsere Löhne und Gehälter um 70 v. H. erhöht, aber wir haben die Arbeitsleistung vervielfacht. Unser Arbeiter ist stolz, wenn das Geschäft blüht, und er kauft sich dann Aktien unseres Unternehmens. Fünftzig Prozent unserer Arbeiter und Angestellten haben ein eigenes Auto. Aber wir warten auch mit Lohn- und Gehaltserhöhungen nicht, bis die Arbeiterorganisationen kommen. Wir erhöhen die Löhne von selbst und geben daneben Prämien und Gewinnbeteiligung. Deshalb haben unsere Arbeiter gar keinen Anlaß, sich stark zu organisieren. Wenn wir warteten, bis wir zu Lohnserhöhungen gezwungen werden, würden wir ja die Arbeiter zwingen, sich zu organisieren. . . .

Der Mann, der so sprach, war General Wood, jetzt Generaldirektor des riesigen Versandhauses Sears Roebuck u. Co., draußen, weit vor den Toren Chicagos. Es gibt in Deutschland und wohl in Europa kein Unternehmen, das mit diesem und einigen ähnlichen seiner Art verglichen werden könnte. Ein Versandhaus, das nur und ausschließlich auf dem Wege der Postbestellung und des Post- und Bahnversandes arbeitet. Es verspricht jährlich 60 Millionen Kataloge, die wie ein Berliner Telefonbuch, an acht Millionen Kunden. Das ist seine Kasse, aber es ist auch die einzige Kasse. Insbesondere die Millionen Farmer auf den Prärien sind Kunden dieser Versandhäuser. Sie haben kein Geschäft in ihrer Nähe und suchen sich alles, was sie brauchen, nach dem Katalog aus. Alles, von der Nähnadel bis zum Ofen, zur Radiostation oder zum Wohnhaus. Die Versandhäuser betonen, daß sie alle Waren billiger verkaufen als das größte städtische Geschäft, weil sie weniger overhead expenses (Geschäftskosten) haben. 60 000 Bestellungen gehen täglich durchschnittlich ein und werden meist noch am Tage des Eingangs erledigt. Der Jahresumsatz betrug 1924 rund 250 Millionen Dollar, d. h. eine Milliarde Mark. 12 000 Arbeiter und Angestellte sind hier und in einigen Filialen tätig.

Was dieses Riesengeschäft besonders interessant macht, ist weder sein Riesenumfang noch seine ganze Art, sondern die Technik seines Betriebes. Große Postwagen bringen ganze Berge von Postbestellungen. Die meisten Besteller schicken das Geld für ihren Kauf, nach Katalogpreis mit, in Form von Schecks, von Bargeld oder Briefmarken. Die Werte werden entnommen und auf dem Bestellchein vermerkt. Der Bestellchein enthält die Adresse des Bestellers, die Angabe des gewünschten Gegenstandes und die Nummer des Kataloges. Da ist ein Saal, in dem, eng gedrängt nebeneinander, an fünfshundert Damen an besonders konstruierten Schreibmaschinen sitzen. Kein Wort wird gesprochen. Keine unnötige Handbewegung wird gemacht. Auf dem rollenden Band eilen die zehntausende Bestellungen weiter. Dort werden sie abtellungsweise sortiert. Pneumatische Rohrleitungen befördern jede Bestellung an die zuständige Abteilung. Kleinerer Waren werden in ein Körbchen gepackt. Auf dem rollenden Band wandern die Körbchen in die nächste Abteilung, empfangen dort den weiteren Zusätz, eilen weiter. Dort werden die Rechnungen geschrieben. Jede Bestellung fällt genau dahin, wo die Dame sitzt, die die Adresse des Bestellers hat. 8 Millionen Adressen stehen in diesen Schränken, gleich eingerichtet zum Durchschlagen der Adresse auf den Klebezettel. Rollende Bänder, Transportbänder gehen kreuz und quer durch den Betrieb. Schließlich landet alles mit Rechnung und Ware in einem Körbchen an der Ver-

Unter der Geißel des Lebens.

Original-Roman von J. Schneider-Förstl.

Uebersetzung durch Stuttgarter Roman-Zentrale G. Ademann, Stuttgart. (17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Und was hat er für dich getan?“ sprach eine Stimme in ihr. „Tausendmal mehr! Ruch ist er für dich geworden! Sein Blut wollte er dir zu trinken geben, um dein Leben zu fristen! An dich, die Zerstörerin, lebbete er sein Dasein und nährte dich mit der Arbeit seiner Hände.“

Was sie für ihn getan, war nur der tausendste Teil des Dankes, den sie ihm schuldete.

Und doch mußte sie ihn strafen, den geliebten Mann, mußte ihn genesen machen von dieser wahnsinnig grundlosen Eifersucht, die immer wieder in ihm aufloderte und Walle in seinem Leben war.

Das sein gedankliche Bild flutete wieder durch den Raum. Sie setzte sich ins Bett auf.

„Heinz!“ rief sie stöhnend.

„Ja! Was möchtest du?“ fragte er kühl.

„Bitte, sieh mich an, Heinz!“

Er wandte ihr sein Gesicht zu. Das Abweisende, das kalte seines Blickes beirrte sie nicht mehr.

„Es ist mir heute von einer jungen Frau erzählt worden“, sagte sie vollkommen ruhig, „die ihren Mann vergöttert. Und nun — denke dir, Heinz — hat ihr jemand gesagt, daß dieser Mann ein Verhältnis mit einer anderen Frau unterhalte, es schon unterhalten hat, ehe er sie zur Ehe nahm. Und das Kind, das die andere geboren hat, ist sein Kind. Und er hatte auch noch die — Ruch suchte nach Worten — Unersfrorenheit, diese andere und ihr Kind in sein Haus zu nehmen.“

Und seine Frau, ahnungslos wie sie war, hat sie mit offenen Armen empfangen!“

„Ein Schurke!“ Belter nichts!“ sagte Hartmann gleichgültig.

„Und die arme Frau? Was meinst du denn, Diebster, daß die arme, betrogene Frau tun soll?“

„Ihn laufen lassen! Er ist nichts anderes wert!“

„Ich danke dir, Heinz!“

Er wandte sein Gesicht wieder zur Seite und schloß die Augen. Ruch verließ ihr Bett und begann sich anzuleiden. Als sie eben ihr Haar wieder zu einem Knoten steckte, sah Hartmann auf. Was wollte sie? Was sie in das Zimmer nebenan trat, setzte er sich in den Rücken auf. Er hatte sie gekannt. Draußen klinkte eine Tür lautlos ins Schloß. So rasch sein steifer Fuß es erlaubte, sprang er aus dem Bett, schlüpfte in seinen Schlafmantel und ging in das anstoßende Zimmer. Es war leer. „Sie benimmt sich wie ein Kind“, dachte er verärgert. Er hörte das Öffnen einer Türe, dann nichts mehr. Sie wollte also heute nacht allein sein, ihn nicht neben sich wissen. Sein Herz hämmerte schuldbehaftet. Die Neue wurde wach.

„Ich hätte meine Worte besser abwägen sollen“, ging er in sich. „Einer Frau wie Ruch sagt man nicht berkeit ins Gesicht, wie ich getan.“

Sein Fuß schmerzte. Trotzdem klebete er sich an und ging zu ihr. Ruch saß in ihrem Zimmer an dem Schreibtisch. Ihre Hand glitt eilig über einen Bogen feines Weinenpapier. Sie schrieb an Kelling. Obwohl sie das Eintreten ihres Mannes gehört hatte, hob sie den Kopf nicht. Er trat zu ihr.

„Wenn ich vorher in der Erregung meine Worte nicht abwog und dich beleidigte, dann bitte ich dich um Entschuldigung“, bat er rauh.

Sie nickte schweigend, ohne aufzusehen, und schrieb

ohne ihn zu beachten weiter.

„Kann ich auf dich warten?“ fragte er und setzte sich in einen der tiefen Stühle.

Da wandte sie ihm ihr Gesicht zu, ruhig, ernst!

„Ich bin im Begriffe, Vater mitzuteilen, daß ich mit den Kindern einige Wochen zu ihm nach Kreutz gehe“, sagte sie, sah von ihm weg und schrieb wieder mit klaren, schnörkellosen Buchstaben.

Er war maßlos verblüfft. Hatte er denn recht gehört? Nach Kreutz wollte sie? Für einige Wochen gleich.

„Und ich?“ stieß er rauh hervor.

Sie zuckte die Achseln.

„Und ich, Ruch?“

„Du hast ja Lisa und den Jungen! Da wirst du mich wohl kaum vermissen!“

Ihr Gesicht beugte sich tief über den Bogen. Sie konnte das Baden nur mehr mit Mühe unterdrücken. Armer Heinz! Wie er erschrocken war!

Er war aufgestanden! Seine Brust beugte sich in allen Rippen. Wie ein Blitz leuchteten ihre Worte vor ihm auf. Ruch, seine Ruch war eifersüchtig auf Lisa Kelling und ihren Jungen. Darum war sie heute weggefahren, und zwar zu Hengstenberg. Darum wollte sie mit den Kindern nach Kreutz, weil sie sich von ihm vernachlässigt fühlte. Er glaubte, alles so klar zu erkennen, so deutlich in ihrem Innern zu lesen. Und er war so sorglos gewesen, hatte nicht ein einziges Mal daran gedacht, daß es ihr weh tun könnte, wenn er mit Lisa im Park saß oder sie mit dem kleinen nach dem Klausenhof begleitete und abends mit ihr Schach spielte, wenn Ruch die Kinder zu Bett brachte.

Er wußte, wie Eifersucht brannte. Und sie hatte diese Warten bis heute ertragen ohne ein Wort der Klage, ohne ihm je einen Vorwurf zu machen. Unfassbares Mitleid mit dem geliebten Weibe stieg in ihm auf.

...der Lohn... den Dam... unde. Das... der Klau... verbren... r Arbeiter... r Arbeiter... thaus, die... tion gibt... England... chmer und... chren, der... es nicht... ne zahlen... nten keine... ten. Acht... etwas ge... und Ge... eistung... Geschäft... rnehmen... en haben... und Ge... nern kom... n boneden... n unsere... n. Wenn... nger wer... n organi...

...Ein Teufelswert, sagt man sich, wenn man diesen Riesenorganismus einige Stunden auf sich wirken läßt.

Die freundlichen Bemühungen des hiesigen deutschen Generalkonsuls verschafften mir Gelegenheit zu einem gemeinsamen Lunch mit dem Vizepräsidenten der hiesigen zweitgrößten Bank. Es handelt sich um ein Institut, das an Größe etwa der Deutschen Bank gleichsteht, wie sie vor dem Kriege war. Das sehr große Unternehmen hat in seiner Buchhaltung den modernen Betrieb der Rechenmaschinen eingeführt. In einer riesengroßen Halle sind hunderte von Damen und Herren beschäftigt, auf einzelnen Blättern Rechen mit der Maschine aufzuschreiben und zu addieren. Wie der Chef erscheint, sucht niemand zusammen. Keiner beugt sich schon über seine Arbeit. Selbst da, wo junge Burken gerade miteinander Unfug treiben, fahren sie in Anwesenheit des Chefs in diesem Gehäbe fort, und er tut so, als sähe er nichts.

Die Tragödie unserer Zeit ist die Entgeisterung der Arbeit, auch unserer Arbeit. Früher hatte ich da einige hundert gut ausgebildete und erfahrene Buchhalter sitzen. Jetzt habe ich nur noch drei wirkliche Buchhalter, alles andere ist in geist- und interesselose Arbeit aufgelöst. Aber es ist nötig so. Es geht nicht anders. Ein Mensch an diesen Buchhaltungsmaschinen tut so viel, wie früher fünf Buchhalter taten. Aber eine Tragödie bleibt es doch.

Meine Frage, ob er glaube, aus diesen Maschinen-Buchhaltern jemals die Persönlichkeiten herauszubekommen zu können, die genug Gehirne haben, um die leitenden Stellen der Bank zu besetzen, beantwortete er mit einer längeren sozialpsychologischen Auseinandersetzung:

„Das jetzt haben wir alle leitenden Persönlichkeiten aus unserem Personal ausgesiebt. Sie wissen ja, das gibt den Leuten einen Ansporn zum Streben. Man fesselt die besten Kräfte an seinen Betrieb. Aber es wird immer schwerer, die geeigneten Kräfte zu finden. Und vor allem: ehe wir aus der Erfahrung gefunden haben, ob sich ein Angestellter für eine führende Stellung wirklich eignet, ist der Mann 33 bis 35 Jahre geworden. Dann ist es für ihn schon sehr schwer, sich zu wirklich führenden Stellungen noch durchzurängen und etwas zu leisten. Es ist besser, wenn man ausgewählte Leute schon mit 23 bis 25 Jahren in leitende Stellungen bringen kann. Das geht aber wieder nur, wenn wir auf anderem Wege, etwa durch Hochschulen, uns geeignete junge Leute aussuchen und sie kurzerhand entlassen, falls sie nicht einschlagen. Tun wir das, so verzerren wir aber unseren eigenen Angestellten den Weg nach oben, treiben sie in den Klassenkampf hinein und stärken die Gewerkschaften. Sie sehen, wir sind hier in einer Zwangslage. Und bisher gehen wir noch den alten Weg, unsere führenden Kräfte aus der eigenen Angestelltenchaft zu holen.“

Diese Sozialpsychologie eines sehr tüchtigen und auch sehr gebildeten Mannes ist hochinteressant und wichtig. So wichtig zuerst die Gewerkschaften in den meisten Berufen bedeuten, die Sorge vor der Massenentwertung der Gewerkschaften, vor dem Klassenkampf, vor „englischen Zuständen“, wie man oft sagt, steht hier ausgesprochen oder unausgesprochen, bewußt oder unbewußt, hinter zahlreichen Entschuldigungen der Wirtschaftsführer und der Politiker. Man will den Gewerkschaften nicht in die Hände arbeiten. Die moderne Technik und die Wirtschaft führen zur Klassenentfremdung. Hier über fühlt man sich reich genug und klug genug, diese Klippe zu vermeiden. Ob man sie wirklich vermeiden kann, das ist das große Fragezeichen in der Zukunft dieses Landes. Und es ist ein Fragezeichen!

Die Parabel von den Blinden und dem Elefanten.

Von Prof. Dr. Hans Bauer.

Einer der größten Geister des Islam und einer der tiefsten Denker aller Zeiten war der muhamedanische Religionsphilosoph al-Ghazali, in der Geschichte der Philosophie bekannt als Algazel, gestorben im Jahre 1111. In seinem Hauptwerk „Reuebelebung der Religionswissenschaften“, das er zur Zeit des ersten Kreuzzuges schrieb, findet sich eine hübsche Parabel, deren Lehre auch für unsere Zeit beherzigenswert ist. Nachdem er das alte, im Grunde auch heute noch ungelöste Problem der Willensfreiheit des Menschen erörtert und die drei damals darüber bestehenden Meinungen geprüft, aber alle drei als unzulänglich befunden hat, obgleich jede von ihnen etwas Nichtiges enthalte, fährt er fort: „Wollte man aber einwenden, ich hätte allen drei Parteien in einem gewissen Sinne recht gegeben und sie trotzdem alle als unzulänglich hingestellt, darin liege doch ein Widerspruch, wie sei denn das zu verstehen und könne man es nicht durch ein Gleichnis dem Verständnis näher bringen, so antworte ich:

Denken wir uns eine Anzahl blinder Menschen, die benommen haben, es sei in ihrem Ort ein seltsames Tier, Elefant geheiß, gebracht worden, dessen Gestalt sie noch nie gesehen und dessen Namen sie noch nie gehört haben. Da sagen sie: „Wir müssen das Tier durch eigene Wahrnehmung kennen lernen, und zwar durch Berühren, denn das können wir.“ Sie begeben sich also hin, und wie sie bei ihm angekommen sind, berühren sie das Tier, und zwar gerät der eine mit seiner Hand an das Bein, der andere an den Stoßzahn und der dritte an das Ohr. „Jetzt kennen wir es“, sagen sie und gehen davon. Wie sie nun von den anderen Blinden gefragt werden, fallen ihre Antworten gar verschieden aus. Der eine, der das Bein des Elefanten berührt hatte, spricht: „Der Elefant ist wie ein Pfeiler mit rauher Oberfläche, nur weicher.“ Der zweite, der den Stoßzahn berührt hatte, spricht: „Nein, so ist es nicht, er ist im Gegenteil hart und gar nicht weich, außerdem glatt und rauh, und nicht wie ein großer Pfeiler, sondern wie eine Säule.“ Und der dritte, der das Ohr berührt hatte, spricht: „Gewiß ist er weich und auch rauh; darin hat der erste recht. Aber er ist weder wie ein Pfeiler noch wie eine Säule, sondern wie eine breite, dicke Haut.“ Offenbar hat jeder von den dreien in einer Hinsicht recht, insofern er das, was er von dem Elefanten kennen gelernt hat, berichtet. Keiner hat etwas vorgebracht, was nicht auf den Elefanten paßt, und doch hat jeder von ihnen die wahre Gestalt des Elefanten nur mangelhaft erfasst. Man denke über dieses Gleichnis nach und mache die Anwendung davon; denn so verhält es sich fast überall dort, wo bei den Menschen Meinungsverschiedenheit herrscht.

Vom türkischen Tulenpiegel.

Raschidin Chobtscha, der türkische Tulenpiegel, wandte sich an seine Zuhörer mit der Frage: „Wißt ihr, was ich euch sagen will?“

„Was rief: „Nein!“
„Nun“, erwiderte er, „ich weiß es auch nicht.“
Da blieb den Zuhörern nichts anderes übrig, als zuzuhören. Als sie sich am nächsten Tage wieder um ihn versammelten, stellte er von neuem die gleiche Frage. Das gewöhnliche Volk rief dieses Mal einstimmig: „Ja!“
„Nun“, meinte Raschidin Chobtscha, „wenn ihr es wißt, brauche ich es euch nicht zu sagen!“
Wiederum verließ sich die Menge. Wiederum scharte sie sich am nächsten Tage um ihn, wiederum fragte er: „Nun, meine lieben Zuhörer, wißt ihr, was ich euch sagen will?“ Die einen antworteten mit ja, die anderen mit nein. „Nun“, bemerkte er, „so mögen es die, welche es wissen, denen sagen, die es nicht wissen.“

Das „Schlachtenbild“.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte an dem preussischen Hof ein Maler namens Degen. Er malte eine Reihe von Bildern, die die Schlachten des Großen Kurfürsten zum Gegenstand hatten und die dem damaligen König Friedrich Wilhelm ausnehmend gefielen. Er bestellte daher immer mehr und mehr von diesen Schlachtenbildern. Einst teilte er nun einem alten General mit, er wolle nunmehr auch seine Schlachten malen lassen. Der General, der tatsächlich an einigen Schlachten teilgenommen hatte, fühlte sich sehr geschmeichelt

und war gern damit einverstanden, daß zur ersten Besichtigung des Gemäldes die ganze Hofgesellschaft geladen wurde. Als alle versammelt waren, wurde das Bild vorbestimmt gebracht. Der König stellte sich mit der Gesellschaft auf, das Bild wurde in einiger Entfernung an die Wand gehängt, und dann wurde es enthüllt. Wer beschrieb aber das Erschaunen und die Fassungslosigkeit des Generals, als er auf dem Bild einige Kanonen steht, die aus einem stehenden Oesen gerichtet sind. Ein weißer Pulverdampf deutet an, daß sie soeben abgefeuert worden sind. Die ganze Hofgesellschaft bricht in ein angeheures Gelächter aus. Der König läßt sich den Degen und der General — tut schließlich das Beste, was er tun konnte: es läßt mit.

Herr Cailleau und die Filmkiste.

Wie aus Paris geschrieben wird, hat die Weltstadt an der Seine wieder einmal ihr kleines Standbühnen. Im Mittelpunkt steht der französische Finanzminister Cailleau, der vor einigen Tagen bekanntlich von seiner Amerikareise zurückgekehrt ist. Was es mit der Amerikareise für eine Bewandnis hatte, dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen: Herr Cailleau hatte die wenig erfreuliche Aufgabe, den Ortel jenseits des Ozeans in der Schuldenfrage günstiger zu stimmen. Es war also eine sehr ernste Reise, die der Minister unternahm. Auf dem Dampfer jedoch scheinen auch weniger ernste Reisen gewesen zu sein, darunter eine schöne amerikanische Filmschauspielerin (welche amerikanische Filmschauspielerin ist nicht schön) Dopy Hamilton. Diese Dame unterhielt sich gern mit dem französischen Minister; und da Herr Cailleau es für seine Pflicht ansah, der Dame die Ritterlichkeit Frankreichs zu beweisen, kam wohl öfters ein Gespräch zwischen beiden zustande. Eines Tages nun trat die Dopy auf ihn zu, mit raschen Schritten, und bat ihn, er möge sich mit ihr gemeinsam auf einem Bild aufnehmen lassen. Herr Cailleau, gerade düsterer Gedanken voll, nickte ein halbes ja und lächelte höflich. In diesem Augenblick hatte auch schon die Freundin der Dopy, Frau Julia Oddy Grey, geklopft, und nun ist das Bild eines amerikanischen Ministers und einer toledten Filmschauspielerin in einer Pariser Mittagszeitung zu sehen. Daroß großes Entsetzen in allen politischen Kreisen. Herrn Cailleaus Freunde verbreiten, daß es sich lediglich um eine Reklameangelegenheit der amerikanischen Filmbiznäs handele; die einen schimpfen, die anderen lachen darüber; aber wichtig nehmen alle die Angelegenheit.

Die Frau im Lande der Freiheit.

Bei uns preißt man seit Jahren Amerika als das goldene Land der Freiheit. Daß es damit nicht allzuweit her ist, beweist u. a. eine kleine Geschichte, die jetzt von der New Yorker Presse als großes Ereignis wiedergegeben wird. Fast alle amerikanischen Zeitungen bringen eine Meldung des Inhalts, daß es nun auch den weiblichen Studenten der Universität Boston geblüht sei, in der Halle zu rauchen. Bisher durften sich nur die männlichen Studenten das Anzünden eines Stimmengels erlauben; für Damen herrschte vollkommenes Rauchverbot. In dieser Meldung wäre an sich gar nichts besonderes, wenn es auch auffällig ist, daß in einem Lande, welches von jeher die Gleichstellung der Geschlechter predigte, ein solches Rauchverbot überhaupt bestand. Bemerkenswert bleibt nur die Art, wie die New Yorker Presse ihren Lesern diese Meldung auftrichtete. Da heißt es in Überschriften: „Die letzte Schranke gefallen!“, oder „Vollkommene Gleichstellung der Geschlechter!“, so daß man aus dem ganzen Nummel den Schluß ziehen konnte, daß wir Europäer wahrlich keinen Anlaß haben, die Zustände Amerikas über den Schellenkönig zu loben.

Woher kommt der Ausdruck „mutterseelenallein“?

Von einem Menschen, der ganz einfach ist, pflegen wir zu sagen, er sei mutterseelenallein. Aber erklären dürften die wenigsten den Ausdruck können; was soll das bedeuten, allein zu sein, wie die Seele der Mutter? Oder allein mit der Seele der Mutter? Der Ausdruck geht auf einen altgermanischen Brauch zurück, die Verstorbenen unter der Schwelle des Hauses zu begraben, vor allem die Mutter. Man tat dies in dem Aberglauben, daß dann die Seelen der Verstorbenen noch immer schühend dem Haus naheständen. Und wenn einer gar keine Angehörigen und gar keinen Freund besaß, so war er doch wenigstens mit der Mutterseele allein;

Er legte die eine Hand auf ihre Rechte, daß sie im Schreiben innehalten mußte. Mit der anderen hob er ihr Gesicht zu sich empor. Als sich sein Blick so tief und Liebender in den ihren senkte, wäre ihr Sorgen haben beinahe gescheitert. Aber sie durfte nicht schwach werden jetzt. Er mußte gefest werden ein für allemal. Es geschah einzig nur um seiner selbst willen.

„Glaubst du an meine Treue, Ruth?“ fragte er mit ernstem Jagen.

„So fest, wie du an die meine!“

Er suchte zusammen und presste die Lippen aufeinander. Diese Antwort hatte er verdient.

„Ich werde Frau Professor Kelling bitten, daß sie wieder nach dem Klausenhof zieht. Ist es dir so recht, mein Liebes!“

„Ich habe dir schon gesagt“, entgegnete sie ruhig, „daß ich mit den beiden Kleinen nach Kreuth gehe zum Vater. Dann bist du ganz unbeschäftigt in deinem Tun. Du sagtest ja vorhin selbst, eine Frau, die weiß, daß ihr Mann sie mit einer anderen betrügt, solle ihn laufen lassen! Er sei nichts anderes wert. Ich tue also nur das, was du mir geraten hast.“

Dabei reichte sie ihm den von Kelling an sie gerichteten Brief.

Seine Augen sagten von Jelle zu Jelle. Die Wern an der Stirn schwoilen ihm an. Sein Gesicht zergerete sich tief bis in die Mundwinkel. Er! Er sollte Wisa Kellings Geliebter sein und Klein-Verbert sein Sohn! Hartmann war fast wie eine Leiche und suchte am Schreibtisch Halt.

„Und das glaubst du, Ruth!? — Das glaubst du?“

Sein unheimliches schneidendes Aussehen schmitz ihr ins Herz. Es war genug. Weiter durfte sie ihn nicht mehr treiben. Sie begann ihm zu erklären. Er starrte sie fassungslos an.

„Ehler? Ehler Davidsohn ist der Schänder meiner Ehre? Ich werde beim ersten Morgengrauen zu Hengstenberg fahren und ihn fordern. Sie ist eine Frau! Aber ihr kann ich mich ja nicht gegenüberstellen. Wiso muß ich ihn zur Rechenschaft ziehen!“

„Nein, Heins! Es ist alles erledigt!“

„Warst du deshalb auf dem Nonnengut?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Ja! Ich tat es, um dir den Gang zu ersparen. Ehler hat gefehlt, weil sie dich liebte und Barontin Hartmann werden wollte. Du hast sie verführt und mich geschickt. Sie hat es mir gefanden. Du wirst verzeihen, Heins! Wisa darf niemals etwas von der Sache erfahren. Die Arme hat schon übergenug gelitten. An Kelling richte ich die Witte, er möge ebenfalls schwelgen und Ehlers Eheglück nicht zerstören!“

Er strich hastend über die Stirn und sah an ihr vorüber. Neue und Scham trieben ihm das Blut in die Wangen. Das hätte unter hundert Frauen keine sonst getan. Jede wäre zuerst zu ihrem Mann gekommen, hätte ihm einen Fluch ins Gesicht geschleudert und ihn mit Bernwürfen überhäuft. Sie aber hatte kein Wort darüber verloren, er hätte wohl niemals etwas erfahren, wenn er sie nicht so unfinnig gekränkt hätte. Er sah mit zusammengezogenen Brauen zu Boden.

„Und du?“ fragte er heiser. „Was soll nun werden zwischen uns beiden?“

„Was es immer war, Liebster!“

„Das ist nicht mehr möglich. Es wird für alle Zeit ein Stachel in dir zurückbleiben und ein Mißtrauen gegen mich. Du wirst grübeln und sinnen, ob nicht doch etwas zwischen Wisa Kelling und mir bestanden hat während der acht Monate, die ich im Klausenhof wohnte.“

„Nein, Heins! Mein Vertrauen in dich ist nicht

zu erschüttern. Ich hätte auch heute mit dir verabschiedet, aber ich wollte einmal ganz allein die Not des Lebens auf meine Schultern nehmen, aber es ging nicht ohne dich! Du wolltest auch wieder dein Teil davon haben!“

Er verlor alles Bestimmen. Auf ihren Lippen, an ihrem Hals, ihren Wangen und Augen sah sie seinen Mund brennen.

„Wißt du mich töten mit Küssen?“ fragte sie, nach Atem ringend, und suchte sich ihm zu entwinden.

Er hob sie in die Arme.

„Nicht Heins! Dein Kuß!“

Er trug sie zurück ins Schlafzimmer, bettete sie in die Kissen und legte sich, ihre Hände zwischen die seinen nehmend, an den Betttrand. „So habe ich es in Domburg auch immer gemacht“, sagte er. „Mein kleines Mädchen schlief meistens schon nach zehn Minuten!“

„Und hernach — wenn ich schlief? Was machtest du dann?“

„Dann habe ich mich amüßert, mein Liebes!“

„Ja, ich weiß! Vater hat es mir gesagt und auch Schwester Therna. Und sieh, Heins, das, das alles, was du für mich getan in den Tagen, die wir unter der Erde lagen, und die Zeit, die du dich für mich geopfert hast, als mein Geist zerrütet war, das ist die keine Unrigkeit aus. Du wirst mich nie so tief verletzen, daß ich nicht verzeihen könnte!“

„Ich darf also auf deine Liebe sündigen? Das hättest du mir nicht sagen sollen, Ruth!“ Ein Jucken ging dabei um seinen Mund. „Und nun schlafe, mein Liebes Weib!“

Er blieb neben ihr sitzen, bis ihre ruhigen Atemzüge ihn überzeugten, daß sie wirklich schlief. Im Dunkeln tastete er nach ihrer Hand und küßte sie.

(Schluß folgt.)

Kunst und Wissenschaft.

Zum Tode Christian Kroghs, des Vaters des nordischen Materialismus.

Christian Krogh, der Maler und Dichter, der in der vorigen Woche hochbetagt in seiner norwegischen Heimat starb, nahm besonders in der Entwicklungsgeschichte der norwegischen Kunst Jahrzehntlang eine leitende Stelle ein. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war er Bahnbrecher und Leiter des Naturalismus in den norwegischen Ländern. Der Streit um seinen Roman „Albertine“ beschäftigte jahrelang die Öffentlichkeit in Norwegen. Der Stoff wurde aus dem Leben der Dörner genommen, und deshalb wurde der Roman zunächst beschlagnahmt und sein Verfasser unter Anklage gestellt. Ein großes Gemälde jedoch, das denselben Stoff in meisterlicher Form behandelte, wurde gleichzeitig von der norwegischen Nationalgalerie angekauft und steht dort noch heute als ein typisches Werk des nordischen Naturalismus. Die soziale Note wurde vielleicht von seinem Künstler der Gegenwart so stark unterstrichen, wie von Chr. Krogh, dem Maler und Dichter. Sein berühmtestes Werk ist „Der Kampf ums Dasein“, eine Darstellung armer Mütter und Kinder, die auf einer schneebedeckten Straße sich in Erwartung einer Lebensmittelausgabe zusammendrängen. Unter dem gleichen Titel sammelte Krogh später seine unterhaltenden Schriften, Reisebilder und dergleichen, ohne seine eigene Persönlichkeit aufzugeben, stand Krogh auch in späterer Zeit nicht in enger Fühlung mit der jungen Kunst seines Vaterlandes. Er ging mit der Zeit, nicht gegen sie, und als im Jahre 1909 die norwegische Kunstakademie gegründet wurde, wählte man ihn zum ersten Direktor.

Besuch bei Hedwig Courths-Mahler.

Der vielgelesenen Romanschriftstellerin, deren Name durch die heftigen gegen sie gerichteten Kritiken auch denen bekannt ist, die ihre Bücher nicht kennen, ist jetzt die Ehre eines Interviews zuteil geworden, und zwar bringt die Wochenzeitung „Die literarische Welt“ ein Gespräch mit ihr, in dem sie allerlei aus ihrer Werkstatt ausplaudert. Geschilbert wird sie von dem Besucher als „eine Frau von beinahe 60 Jahren, groß, stark, mit grauem, in der Mitte gescheiteltem Haar und auffallend rauhen Zügen, die, sobald sie spricht, von einem milden schiefen Lächeln desavouiert werden.“ — „Mit sechzehn Jahren habe ich zu schreiben begonnen und seither nicht aufgehört, es zu tun“, erzählt sie. „Mit Leidenschaft seit meinem fünfundsanzwanzigsten Jahre, obwohl mein Mann es anfangs gar nicht gern sah und immer Krach machte, wenn er mich am Schreibtisch traf. Erst als er eines Tages wieder nach verletzten Manuskripten suchte und die Schreibtischlade voll mit Hundertmarkscheinen fand (meinem ersten Roman-Donorar von der Zeitschrift „Buch für Alle“), gab er sich auf. Als später, während des Krieges sein Geschäft einging, mußte ich den Unterhalt der ganzen Familie auf mich nehmen. Ich hatte gehofft, mich im Alter zur Ruhe setzen zu können, aber da ich durch die Inflation mein ganzes Vermögen verloren habe, muß ich nun wieder schreiben. Ich arbeite jeden Tag von zehn Uhr vormittags bis acht Uhr abends, mit Ausnahme jener Abende, wo ich das Theater besuche. Ich verleihe keine Berliner Premieren. Das ist eigentlich der einzige Kontakt, den ich mit der Außenwelt habe.“ Um ihre vielen Kritiker kümmert sie sich wenig. „Unangenehm aber ist, daß man in kein Theater, in kein Kabarett gehen kann, ohne einen Witz über die Courths-Mahler zu hören.“ Auf die Frage, was sie selbst von ihren Büchern halte, erwiderte sie: „Nun, ich würde nicht gerade immer Courths-Mahler lesen, aber hier und da einen Roman — das denke ich mir sehr schön. Ich komme aus dem Volke und das ist das Geheimnis meines Erfolges. Ich weiß genau, was mich in den harten Zeiten meiner Jugend die schwere Arbeit hat manchmal vergessen lassen, und ich werde das immer im Sinne behalten. Ich lehre das Volk lesen. Machen wir uns doch nichts vor: wenn der Arbeiter heute ein Buch in die Hand nimmt, so doch nicht eins von Waltermann oder Thomas Mann, sondern eins von mir. Ich bringe ihm überhaupt erst den Geschmack an Büchern bei.“ Sie selbst hat manche Werke von Thomas Mann und Waltermann gelesen, findet aber etwas Krankhaftes in ihnen: „Ein Roman soll doch erheitern und stark und frisch machen, aber nicht krank und nervös.“ Weist Hest sie ältere Dichter. „Als junges Mädchen hat die Marcellin einen großen Einfluß auf mich gewonnen. Ich habe sie noch persönlich gut gekannt. Die arme Frau, wie hat man auch ihr die letzten Lebensjahre verbittert! Heute schäme man sie schon wieder tiefer und es war immer meine Überzeugung, daß einem früher oder später Gerechtigkeit widerfährt, wenn man seiner wirklichen Art treubleibe.“

Die alten Dresdner Kaufbücher als Geschichtsquelle.

Am ersten Vortragsabend dieses Winters im Verein für Geschichte Dresdens sprach Herr Carl Holtz über die Bedeutung der alten Kauf- und Kontraktbücher für die Dresdner Geschichtsforschung. Der Vortragende bearbeitete diese seit 1908 für das „Historische Jahrbuch der Stadt Dresden“. Eine Kistenarbeit! Denn die Kaufbucheinträge sind ohne Ordnung nur in zeitlicher Reihenfolge erhalten, sie müssen mit Hilfe der alten Geschäftsbücher nach den Grundstücken geordnet werden. Ein alfabettischer Fettelkatalog von jetzt 20 000 Namen ermöglicht die Auswertung. In den Kaufbüchern der inneren Stadt sind die alten Vorhänge in diesem Jahre noch gegen 800 Kaufbücher der früheren Dörfer um Dresden, die heute einverleibt sind, gekommen; durch Vertrag mit dem Hauptstaatsarchiv sind sie vom Amtsgericht Dresden nicht vorhin, sondern ins Dresdner Reichsarchiv abgegeben worden. Während die Berliner Kaufbücher erst mit dem Jahre 1907 begannen, fangen die Dresdner schon mit 1580 an; sie reichen bis 1846 seitdem sind die Grundbücher an ihre Stelle getreten.

Die geschichtliche Auswertung geht noch den verschiedensten Richtungen, sie dient nicht nur der Familiengeschichte, sondern der allgemeinen Geschichte überhaupt; vielfach bieten die Kaufbücher die einzigen sicheren Nachrichten über das Leben berühmter Persönlichkeiten. In wie hohem Maße dies bei den Dresdner Kaufbüchern der Fall ist, zeigte der Vor-

tragende an einigen Beispielen. Von dem berühmten Baumeister Knöfel war nicht einmal der Vorname sicher bekannt, durch die Kaufbücher ist er als Joh. Christian, nicht Christoph, wie man bisher annahm, festgestellt. Lebens- und Familienverhältnisse des Erbauers der Frauenkirche, George Bähr, erhellen fast nur die Kaufbucheinträge, und dasselbe gilt für den Erbauer des Zwingers, Pöppelmann. Ganz besonders reichhaltigen Ertrag liefern die Kaufbücher über den Hofjuwelier Augustus des Starken, Dinglinger und seine Familie. Daß er sich 1807 in Dresden niederließ, daß er reich genug war, 4000 Taler in bar für ein Haus zu bezahlen, daß er acht Kinder hinterlassen hat — vorher wußte man nur von seinem ältesten Sohne —, das alles haben erst die Kaufbücher aufgeheilt. Dabei steht die wesentlichste Ausbeute noch bevor, nämlich die soziologische; das Auf und Ab des Wohlstandes der Dresdner Bevölkerung in Friedens- und Kriegsjahren, die Verteilung der Berufsstände usw. werden sich verfolgen lassen, sobald das historische Häuserbuch einmal fertig vorliegen wird. Bis dahin werden noch einige Jahre vergehen, möchten sich dann auch die Mittel zum Druck finden!

50jähriges Bestehen des Völkermuseums Dresden.

Die Festlichkeiten anläßlich des 50jährigen Bestehens des 1876 als „Anthropologisch-Ethnographisches Museum“ in Verbindung mit der Zoologischen Versammlung im Zwinger begründeten Museums für Völkerkunde nahmen am Sonnabend vormittag ihren Anfang mit einem Vortrag des Museumsverwalters Prof. Dr. Kuosser über: „Die wissenschaftliche Arbeit des Dresdner Museums für Völkerkunde und ihre literarischen Früchte“. An den Vortrag schloß sich eine kurze Wanderung nach dem Drangergebäude in der Straß-Allee, wo unter Führung vom Dr. Dendrich die vom Museum veranstaltete Sonderausstellung über Neuentdeckungen aus Sibirien sowie die völkerkundliche Gemäldeausstellung und die sonst nicht zugänglichen Magazinaräume besichtigt wurden. Am Sonnabend 8 Uhr versammelten sich zahlreiche Vertreter der Staatsregierung, der städtischen Behörden, Männer der Wissenschaft und Kunst sowie viele Freunde und Interessenten des Museums für Völkerkunde zum eigentlichen Festakt im Sitzungssaal des Landtagsgebäudes. Im Namen des Ministerpräsidenten und der sächsischen Regierung begrüßte Ministerialrat Dr. Deyn das Museum zu seinem 50jährigen Bestehen und sollte seinen gegenwärtigen Beamten für ihr treues Walten den Dank der Regierung. Er sicherte auch für die Zukunft, die hoffentlich recht bald dem Staate eine bessere Finanzlage und damit die Möglichkeit einer weitergehenden Mittelbewilligung für wissenschaftliche Zwecke bringen werde. Dem Museum die hilfsbereite Fürsorge der Ministerien zu und übermittelte als Geburtsdagsgeschenk die Mitteilung, daß das Volksbildungsministerium beschlossen habe, dem Museum eine wertvolle Auswahl aus den von dem Dresdner Forschungsdreisenden Dr. Stöcker aus Ost-Tibet mitgebrachten ethnographischen Schätzen (im Gesamtwert von 20 000 Mark) zuzuwenden. Nach Dankworten des Museumsdirektors Dr. Jacobi für alle Wünsche und Ehrungen hielt der Forschungsdreisende Dr. Schebesta (Wien) einen fesselnden Lichtbildvortrag über die Auergerstämme auf der Halbinsel Malaga. Erst vor wenigen Tagen ist der Vortragende von einem zwanzigmonatigen Studienaufenthalt in Malaga auf Sumatra zurückgekehrt. Velt hat er die körperlichen, geistigen und seelischen Strapazen einer solchen Forschungsreise. Doch ist sie nicht umsonst gewesen; offenbar hat sie der völkerkundlichen Wissenschaft bedeutungsvolle neue Ergebnisse zugeführt über eine bisher noch wenig erforchte, weil überaus schein- und schwer zugängliche Zwergbevölkerung im fernen Südosten. Dr. Schebesta hat neben vielen anderen kulturell wertvollen Sammelobjekten gegen fünfzig phonographische Walzen mitgebracht, die die Sprache und „Gesänge“ der Semangs — das ist der zusammenschließende Name dieser Zwergstämme — festhalten. Auch über fünfzehnhundert photographische Aufnahmen von Land und Leuten bildet die Ausbeute. Von den letzteren wurden etliche durch Lichtbildproduktionen der Festversammlung vorgeführt; sie gewährten treffliche Einblicke in die Körperbeschaffenheit und die kulturarme Lebensweise dieser primitiven Menschenformen. Das wissenschaftliche Forschungsergebnis der Reise Dr. Schebestas liegt besonders in dem Gesinnen des Nachweises, daß die Stämme der Kubus auf Sumatra mit den Semangs auf Malaga innige Stammesverwandtschaft und kulturellen Zusammenhang zeigen. Der Vortrag begegnete lebhaftem Interesse und fand laute Anerkennung. Am Abend vereinigten ein Festmahl die Publikumsgäste mit den Museumsverwaltern auf dem Weibedere.

Eine Jean-Paul-Bibliographie.

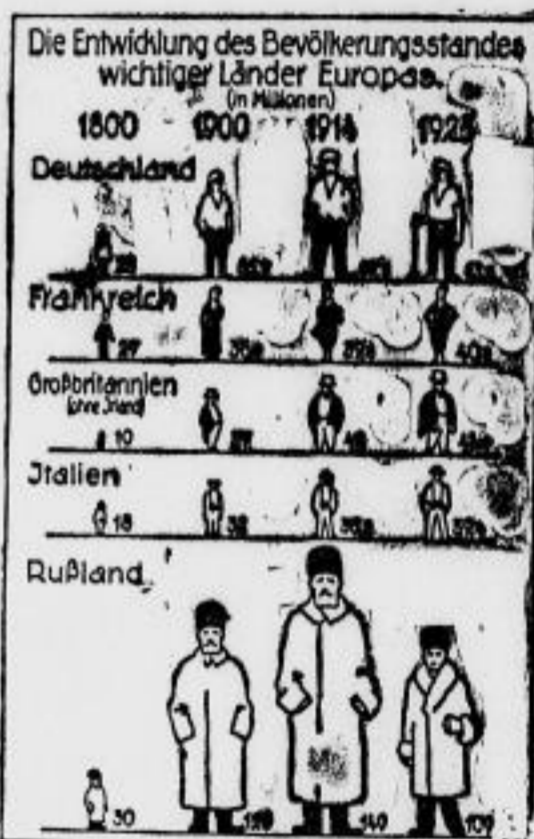
Der Jauderer von Wunsiedel erlebte anscheinend so etwas wie eine Wiederauferstehung. Es ist im hohen Grade bemerkenswert und vielleicht auch tröstend, daß sich die Anlieber der gebildeten deutschen Leserschaft in steigendem Maße den Werken Jean Pauls von neuem zuwenden. Die Lehrer der Völkereidkunde an unseren Hochschulen mögen sich mit der Deutung dieser Erscheinung nach Kräften beschäftigen, uns genügt es, einfach die Tatsache festzustellen. Und somit ist es kein bloßer Zufall, daß gerade jetzt eine so erschöpfende Bibliographie über Jean Paul aus dem Verlage von J. F. Schönbach in Berlin erschienenen Bande geliefert hat. Wer auch nur oberflächlich das 140 Seiten starke Verzeichnis durchblättert, kommt aus dem Staunen über die unermessliche Arbeit des Verfassers nicht heraus. Man würde jedoch sehr in der Annahme fehlgriffen, daß es sich bei dieser Bibliographie lediglich um ein Ergebnis des Sisyphus handelt. Es steht vielmehr eine umfassende geistige Arbeit darin. Schon allein in der Wahl der Werkstoffe, die den einzelnen Abteilungen und Unterabteilungen vorangestellt sind, verrät sich nicht bloß eine ungewöhnliche Vertrautheit mit den Werken Jean Pauls selbst, sondern auch ein feinkühler Geist, der sogar einem ganz nüchtern und trocken erscheinenden Durchschnittsverzeichnis eine gewisse gedankliche Bedeutsamkeit einzuverleihen weiß. Herr Eduard Wenzel hat sich durch diese Bibliographie, die der Verlag übrigens vorbildlich ausgestattete, den Dank aller Jean-Paul-Verehrer in hohem Maße erworben.

Ein chinesischer Professor an der Universität Leipzig. Die Universität Leipzig erfreute sich schon immer besonders guter Beziehungen zum chinesischen Volk. 1923 war der berühmte Leipziger Philosoph Hans Driesch mit seiner Gattin auf eine Einladung hin in China und lehrte an den dortigen Hochschulen. Vor einiger Zeit hat der Leipziger Professor der Sprachwissenschaften Wittkowski gleichfalls eine Einladung nach China erhalten. Und in diesem Winterhalbjahr wird nun zum erstenmal ein Vertreter einer chinesischen Hochschule in Leipzig weilen. Dr. George H. Danton, Professor der germanischen Sprachwissenschaft an Tsing Hua College in Peking hält Vorlesungen über die chinesische Verfassung, Volkswirtschaft, Gesellschaft und über amerikanische

Neubau eines Kunstgeschichtes-Institutes für Ostn. In Köln ist mit dem eigenen Bau eines Institutes für Kunstgeschichte in nächster Nähe der Universität begonnen worden. Der Neubau soll Anfang 1928 in Benutzung genommen werden. Es enthält im Untergeschoß Bibliothek und Lesesaal, einen Raum für die Diapositivsammlung, Direktor- und Dozentenzimmer, im Obergeschoß einen Hörsaal für mindestens 80 Studierende, photographisches Laboratorium und Aufbewahrungsräume. Der ausführende Architekt ist Leopold Ludwig in Jagen.

Die Deutsche Kunstausstellung in London wird noch im Laufe des Oktober eröffnet werden. Am 17. Oktober verließ das Schiff mit den deutschen Kunstwerken Bremerhaven, nachdem in Bremen Dr. Emil Waldmann, der Direktor der Kunsthalle, die letzte Auswahl der Werke getroffen hat.

Eine Schenkung für das Hebbel-Museum in Kiel. In den letzten Tagen wurde eine sehr wertvolle Sammlung von Gegenständen, welche dem Dichter Hebbel betreffen, von einer Entlein des Dichters nach Deutschland verkauft. Ein reicher Privatmann hat die Sammlung erworben und sie der Stadtgemeinde Kiel für das dort zu errichtende Hebbel-Museum geschenkt. Die Sammlung umfaßt einige hundert Stück, darunter wichtige Briefe und eine Locke des Dichters.



Die Entwicklung des Bevölkerungsstandes wichtiger Länder Europas seit 1800.

Der erste Eindruck des Bildes ist der alles überragende Bevölkerungsstand Rußlands. Kein anderes Land hat bis 1914 eine Verdoppelung der Bevölkerung auszuweisen. Die Einbuße seitdem ist neben den Kriegsverlusten und der Grippeepidemie 1918/19 vor allem auf die Gebietsabtretungen Rußlands (Polen!) zurückzuführen. Sehr betrüblich ist die Vermehrung auch bei den übrigen angeführten Ländern mit allerhöchster Ausnahme Frankreichs. Frankreich war 1800 das zweitgrößte Land Europas! Der scheinbare Zuwachs seit 1914 beruht nur auf dem Hinzu treten Elsaß-Lothringens. In dem Rückgang der deutschen Bevölkerung seit 1914 drücken sich die Bevölkerungsverluste durch die Gebietsabtretungen aus. In Wirklichkeit hat sich die Bevölkerung Deutschlands gegenüber 1914 um 2 Millionen vermehrt.

Berliner Börse vom 20. Oktober.

Tendenz: Schwach.

Die politischen Erörterungen sind an der Börse völlig verstummt. Die gestern erfolgte Veröffentlichung der Verträge von Locarno ist bereits gegen Ende der vorigen Woche bekannt geworden und bleibt völlig eindrucklos. Sonstige Anregungen lagen für das Effektengeschäft aber nicht vor, so daß die Spekulation ihre an der vorgestrigen Nachbörse begonnenen Leerabgaben fortsetzte. Man wies dabei bei der Illiquiditätskrise des Richard Kahn-Konzerns hin, die zeigt, daß selbst in sich gesunde und sachmännlich geleitete Werke bei gegenwärtiger Geldknappheit in Deutschland in Finanzverlegenheiten geraten. Die Nachrichten über die Schwierigkeiten in der Quotenfrage bei der Bildung des westdeutschen Eisenstrastes wurden wenig beachtet, da man mit diesen von vornherein gerechnet hatte und überdies die Aussichten auf ein baldiges Zustandekommen des Trastes nach anderweitigen Informationen günstig bleiben. Die Aktienkurse unterlagen infolge der spekulativen Verkäufe anfangs allgemein bemerkenswerten Kursrückgängen, die vor allem an den letzten stark besetzten Märkten in die Erscheinung traten. Hierzu rechnen chemische Werte, Montanwerte, Elektrowerte, sowie einige jüngst bevorzugte Nebenwerte.

Die Geldlage bleibt flüssig. Auch der gestrige Reichsbankausweis zeigt nach Überwindung des Quartalswechsels eine Fortsetzung der Entlastung des Instituts.

